Albert Savarus.

Von

H. de Balzac.

Aus dem Französischen.

H. de Balzac's sämmtliche Werke.
14. Band.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1843.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

I.

Frau v. Watteville.

Einer von den Salons, in welchen man den Erzbischof v. Besançon unter der Restauration antraf, und derjenige, welchen er vorzugsweise begünstigte, war jener der Frau Baronin v. Watteville. Lernen wir diese Dame, die bedeutendste weibliche Erscheinung von Besançon, näher kennen.

Herr v. Watteville, ein Großneffe des berüchtigten Watteville, des glücklichsten und berühmtesten aller Mörder und Renegaten, dessen außerordentliche Abenteuer zu bekannt aus der Geschichte sind, als daß wir sie hier erzählen sollten — Herr v. Watteville war ein eben so ruhiger Mann, wie sein Großoheim ein unruhiger Kopf gewesen war. Nachdem er in der Comté wie eine Kellerassel in ihrer Wandspalte gelebt hatte, heirathete er die einzige Erbin der berühmten Familie von Rupt. Fräulein v. Rupt vereinigte ihre 20000 Franks Renten mit den 10000 Franks Renten, welche der Baron v. Watteville von seinen Grundstücken bezog. Das Wappenschild des schweizerischen Edelmanns, denn die Watteville's stammen aus der Schweiz, wurde durch das alte Wappen derer von Rupt in Schatten gestellt. Diese Hochzeit, beschlossen seit 1802, kam 1815 nach der zweiten Restauration zur Ausführung.

Drei Jahre nach der Geburt einer Tochter lebten die Eltern der Frau v. Watteville nicht mehr und ihr Nachlaß war in den Händen der Erbin. Man verkaufte darauf das Haus des Herrn v. Watteville, um das schöne Hôtel de Rupt in der Rue de la préfecture zu beziehen, dessen großer Garten sich bis nach der Rue du Perron erstreckt. Frau v. Watteville, fromm als Mädchen, wurde noch frommer nach ihrer Vermählung. Sie ist eine der Königinnen jener heiligen Verbrüderung, welche der vornehmen Gesellschaft zu Besançon das düstere Ansehen und die gezwungenen Sitten aufprägt, welche mit dem Charakter der Stadt im völligen Einklang stehen. Daher bekam auch ihre Tochter den Namen Philomele, denn sie war geboren im Jahre 1817, zu der Zeit, wo der Cultus dieser Heiligen oder dieses Heiligen — denn Anfangs wußte man gar nicht, welchem Geschlechte das Gerippe angehörte — eine Art religiöser Narrheit in Italien und eine neue Flagge für den Orden der Jesuiten wurde.

2.

Der Baron.

Herr Baron v. Watteville, ein trockner, magerer und geistloser Mann, schien sehr abgenutzt zu sein, ohne daß man wissen konnte, wodurch, denn er erfreute sich einer schrecklichen Dummheit; da aber seine Frau ein impertinent blondes Haar hatte und von einer so trocknen Natur war, daß dieselbe sprichwörtlich geworden (man sagt noch jetzt: dünn

wie Frau Watteville), so behaupteten einige Witzbolde, daß sich der Baron an diesem Felsen abgestoßen hätte. Rupt kommt nämlich offenbar vom lateinischen rupes (der Felsen) her. Verständige Beobachter der menschlichen Gesellschaft werden hier nicht ermangeln zu bemerken, daß Philomele die einzige Frucht der ehelichen Vereinigung der Geschlechter von Watteville und von Rupt war.

Herr v. Watteville brachte sein Leben in einer reichen Drechsler-Werkstätte zu — er drechselte! Als Ergänzung hatte er seinem Dasein noch die Sucht zu sammeln hinzugefügt. Für denkende Aerzte, welche sich mit dem Studium der Narrheit beschäftigen, ist dieses Streben zu sammeln ein erster Grad geistiger Verirrung, sobald es auf kleinliche Dinge fällt. Der Baron v. Watteville sammelte aber Schnecken, Insecten und geologische Bruchstücke aus den Umgebungen von Besançon. Einige, welche die eben angegebene Meinung nicht theilten, besonders Frauen, sagten von Herrn v. Watteville:

Er hat eine schöne Seele! Seit dem Anfange seiner Ehe hat er sich gehütet, seiner Frau das Scepter zu entreißen; er hat sich auf eine mechanische Beschäftigung gelegt und führt einen guten Tisch.

3.

Die Geschichte fängt an.

Das Hôtel de Rupt ermangelte keineswegs eines gewissen Glanzes, welcher Ludwigs XIV. würdig war, und aus der

Vereinigung der beiden adeligen Familien entsprang. Es herrschte dort ein alter Luxus, welcher sich nicht an die Mode kehrte. Die Kronenleuchter von altem Krystall, die Brocate, der Damast, die Tapisserien, die vergoldeten Möbeln, alles stand in Einklang mit den alten Livreen und den alten Bedienten. Obgleich aufgetragen in einem alten, bereits schwarz gewordenen Familien-Silbergeschirr, und einem krystallenen, mit sächsischem Porzellan geschmückten Tafelaufsatz, waren die Speisen dennoch ausgesucht. Eine Art Berühmtheit im ganzen Departement hatten die von Herrn v. Watteville ausgewählten Weine, da er, um seine Zeit hinzubringen und seinem Leben etwas Abwechselung zu verschaffen, sich zu seinem eigenen Kellermeister gemacht hatte.

Ueberflüssig würde es sein, wenn wir hier noch bemerken wollten, daß die sehr genaue Verbindung der Frau v. Watteville mit dem Erzbischof die Veranlassung gewesen war, daß bei ihr auch noch 3 oder 4 angesehene und geistreiche Abbé's des Erzbisthums eingeführt wurden, von denen man ebenfalls nicht sagen konnte, daß sie die Freuden der Tafel haßten.

Bei einem prunkvollen Diner, welches zur Feier ich weiß nicht welcher Hochzeit im Anfange des Jahres 1834 gegeben wurde, in dem Augenblick, wo sich die Damen in einem Kreise um den Kamin des Salons gesetzt hatten, die Herren aber in Gruppen an den Fenstern standen, vernahm man plötzlich einen lauten Ausruf von allen Seiten bei dem Anblicke des Herrn Abbé von Grancey, welcher eben eintrat.

„Nun, der Prozeß?“ rief man ihm entgegen.

„Gewonnen!“ antwortete der Generalvicar. „Der Ur-

theilspruch der Regierung, an dem wir verzweifelten, Sie wissen warum . . . ."

Es war dieses eine Anspielung auf die Zusammensetzung der Königlichen Regierung seit 1830. Die Legitimisten hatten fast alle ihre Entlassung genommen.

„. . . . Der Urtheilspruch giebt uns unsern Prozeß in allen Punkten gewonnen und stößt das Urtheil in erster Instanz völlig um."

„Jedermann glaubte Sie verloren."

„Und ohne mich wären wir es auch gewesen. Aber ich befahl unserm Anwalt, sich nach Paris zu begeben und konnte nun im Augenblick des Treffens einen neuen Anwalt annehmen, welchem wir dem gewonnenen Prozeß verdanken, einen außerordentlichen Mann."

„In Besançon!" sagte Herr v. Watteville höchst naiv.

„Ja, in Besançon," erwiederte der Abbé von Grancey.

„Ach ja, Savaron," versetzte ein hübscher junger Mann, Namens de Soula's, welcher neben der Baronin saß.

„Er brachte 5 oder 6 Nächte zu, die Actenstöße durchzuarbeiten, hatte sieben oder acht mehrstündige Conferenzen mit mir," erwiederte Herr v. Grancey, welcher heute zum ersten Male seit 20 Tagen wieder in dem Hôtel de Rupt erschien. „Endlich gelangte Herr Savaron dahin, daß er den berühmten Anwalt, welchen unsere Gegner in Paris angenommen hatten, vollständig besiegen konnte. Dieser junge Mann ist ein Wunder von einem Sachwalter. Das Kapitel hat also zwei Mal gesiegt, es hat seine Rechte behauptet und zugleich den Freigeist in der Person des Anwalts unseres Rathhauses besiegt. „Unsere Gegner," sagte unser Anwalt, „müssen nicht glauben, daß sie überall Gefälligkeit

genug zur Vernichtung der Erzbisthümer finden," und so bleibt also das Eigenthum der alten Klostergebäude dem Kapitel der Kathedrale von Besançon. Herr Savaron hat darauf seinen Amtsbruder von Paris eingeladen, beim Auszuge aus dem Palast, bei ihm zu speisen. Dieser hat die Einladung angenommen, ohne Mißgunst ihm Glück zu seinem Siege gewünscht und zu ihm gesagt: „alle Mal dem Sieger die Ehre."

„Wo haben Sie denn diesen Anwalt aufgespürt?" fragte Frau v. Watteville, „noch nie hörte ich vordem seinen Namen."

„Und doch können Sie seine Fenster von hier sehen," versetzte der Generalvicar. „Herr Savaron wohnt in der Rue du Perron und der Garten seines Hauses ist nur durch eine Mauer von dem Ihrigen geschieden."

„Er ist gewiß nicht aus der Comté," nahm der Herr von Watteville das Wort.

„Er ist so wenig aus derselben, daß man nicht einmal weiß, woher er ist," sagte Frau v. Chavoncourt.

„Aber wer ist er denn?" fragte Frau v. Watteville, indem sie den Arm des Herrn v. Soulas annahm, um sich in den Speisesaal zu begeben. „Wenn er ein Fremder ist, so begreife ich nicht, durch welchen Zufall er nach Besançon kam. Die Idee ist ganz einzig für einen Anwalt."

„Ganz einzig!" wiederholte der junge Amédée Soulas, dessen Biographie jetzt nothwendig wird.

4.

Der Löwe aus der Provinz.

Zu allen Zeiten haben Frankreich und England ihre unnützen Dinge gegen einander ausgetauscht, und dieser Tauschhandel ist um so lebhafter betrieben, da er der Tyrannei der Grenzwächter entgeht. Was in Paris englische Mode genannt wird, heißt in London französische Mode, und so umgekehrt. In zwei Dingen ist also die wechselseitige Feindschaft der beiden Völker nicht zu bemerken: wenn es sich um Worte und wenn es sich um Kleider handelt. God save the king, dieses Volkslied der Engländer, ist eine Musik, welche Lulli für die Chöre der Esther oder Athalie componirte. Die Reifröcke, welche eine Engländerin nach Paris brachte, wurden in London durch eine Französin, die berühmte Herzogin v. Portsmouth, erfunden, und man weiß auch warum; anfangs hielt man sich über dieselben so auf, daß die erste Engländerin, welche im Reifrocke in den Tuilerien erschien, von der Menge beinahe gesteinigt wäre, aber sie wurden angenommen. Diese Mode tyrannisirte die Frauen von Europa während eines halben Jahrhunderts. Nach dem Frieden von 1815 gefielen während eines Jahres die langen Taillen der Engländerinnen und ganz Paris eilte in das Theater, um Potier und Brunet in den Anglaises pour rire zu sehen. Aber 1816 und 1817 stieg die Taille der Französinnen, welche 1814 noch den ganzen Busen abgeschnitten hatte, allmählich bis auf die Hüfte hinab.

Seit zehn Jahren hat uns England auch kleine sprachliche Geschenke gemacht, dem Incroyable, dem merveilleux,

dem élégant, diesen drei Nachfolgern der petits-maîtres, deren Etymologie ziemlich unanständig ist, folgten der Dandy und der Lion. Die Lionne verdanken wir aber dem berühmten Gesange Alfreds von Musset: Avez-vous vu dans Barcelone... C'est ma maîtresse et ma lionne.

Sobald eine Narrheit die Pariser ergötzt — und die Pariser genießen eben so viel Narrheiten, wie Meisterwerke — so ist es schwer, daß sich die Provinz frei von Nachahmung erhalten sollte. Kaum hatte also der Löwe in Paris seine Mähne geschüttelt, Hals- und Knebelbart wachsen lassen, die Lorgnette ohne Hilfe der Hand durch Zusammenziehung der Backen- und Augenbogenmuskeln gehalten; als auch die Hauptstädte einiger Departements ihre Unterlöwen sahen, welche durch den Glanz der Strippen, mit denen sie ihre Beinkleider straff an die Stiefel anspannten, gegen die Sorglosigkeit ihrer Landsleute Protest einlegten.

So erfreute sich auch Besançon im Jahre 1834 eines Löwen, in der Person des Herrn Amédée Sylvain Jacques de Soulas oder Souleyaz, wie der Name zu den Zeiten der spanischen Herrschaft geschrieben wurde. Amédée de Soulas ist vielleicht der Einzige in Besançon, der von einer spanischen Familie abstammt. Spanien schickte seine Landeskinder in die Comté, um diese zu verwalten, aber wenige derselben blieben in der neuen Heimath. Die Soulas blieben nur wegen ihrer Verbindung mit dem Cardinal Granvella dort. Unser junger Herr v. Soulas sprach ewig davon, daß er das traurige, scheinheilige, ungebildete Besançon, diese Garnison- und Waffenstadt verlassen wollte, deren Sitten und Zuschnitt, deren ganzes Aeußeres wohl der Mühe einer Beschreibung verlohnten. Diese Ansicht erlaubte ihm dennoch

in der Rue neuve, da wo sie an die Rue de la préfecture stößt, drei kärglich möblirte Zimmer zu miethen. Wozu auch größerer Aufwand, da doch wegen seiner Zukunft noch nichts bestimmt war?

5.
Der Tiger Babylas.

Der junge Löwe konnte nicht ohne einen Tiger sein. Dieser Tiger war der Sohn eines seiner Pächter, ein kleines Bürschchen, vierzehn Jahr alt, untersetzt, Namens Babylas. Auch hatte der Löwe seinen Tiger recht nett gekleidet: ein kurzer eisengrauer Ueberrock, ein Leibgurt von lackirtem Kupfer, hochblaue Beinkleider, rothe Weste, lackirte Stiefeln mit Stulpen, ein runder Hut mit schwarzer Tresse, gelbe Knöpfe mit dem Wappen derer von Soulas — das war des Tigers Livree. Dazu gab Amédée den Burschen noch weiße Handschuh, freie Wäsche und sechsunddreißig Franken monatlich für die Kost. Den Grisetten von Besançon schien das ungeheuer. Vierhundert dreißig Franken, die Nebeneinkünfte ungerechnet. Diese Nebeneinkünfte bestanden aber in dem Verkauf der abgelegten Kleider, einem Trinkgelde, wenn Soulas eins seiner Pferde verkaufte, und dem Verkauf des Mistes.

6.
Durchschnittspreis des Löwen und des Tigers.

Die beiden Pferde, mit schmutziger Sparsamkeit erhalten, kosteten, eins ins andere gerechnet, jährlich achthundert Francs.

Die Rechnung des Pariser Lieferanten für Parfümerien, Cravaten, Bijouterie, Wichse, Kleider belief sich auf zwölfhundert Franks. Rechnen wir dazu den Groom oder Tiger und sechshuudert Franks außerordentliche Ausgaben, so erhalten wir eine Gesammtsumme von dreitausend Franks. Der Vater des jungen Herrn v. Soulas hatte diesem aber nicht mehr als ein jährliches Einkommen von viertausend Franks hinterlassen, und dieses Einkommen warf die Pacht einiger sehr baufälligen Meiereien ab, die in Bau und Besserung erhalten sein wollten, welcher böse Umstand dem Einkommen eine sehr gewisse Ungewißheit verlieh. Kaum blieben also dem Löwen täglich drei Franks für seine Tasche, sein Leben und sein Spiel. Doch wurde er oft in der Stadt zu Tische eingeladen, und dann frühstückte er mit einer bemerkenswerthen Sparsamkeit; mußte er aber durchaus auf seine Kosten zu Mittag speisen, so ging er in das Offizier-Speisehaus. Der junge Herr v. Soulas galt für einen Verschwender, für einen Menschen, der Thorheiten beging, und doch schlug er sich von einem Jahre zum andern mit einer List durch, mit einem Talent, welches der besten Haushälterin Ehre gemacht hätte. Man wußte damals in der Provinz noch nicht, und am wenigsten in Besançon, was für ein Ansehen man sich in einer Hauptstadt erwerben kann,

wenn man jährlich für sechs Franks Wichse auf den Stiefeln oder Schuhen trägt, die gelben Handschuh für funfzig Franks in der größten Heimlichkeit säubert, um sie drei Mal benutzen zu können, alle Vierteljahr eine neue Cravate für zehn Franks anlegt, enganschließende Beinkleider trägt und jährlich veir Westen, das Stück zu fünfundzwanzig Franks, nöthig hat. Und doch, wie sollte es anders sein, da wir in Paris Frauen sehen, welche die achtungswerthesten Männer unberücksichtigt lassen und dagegen ihre besondere Zuneigung Einfaltspinseln gewähren, die ihren Vorrang durch eine jährliche Ausgabe von funfzehn Louisd'or — den Friseur und ein Hemd von holländischer Leinwand mit eingerechnet — erlangen.

7.

Ueberblick.

Wenn es scheinen könnte, als wäre unser unglücklicher junger Mann leichten Kaufs ein Löwe geworden, so muß man wissen, daß Amédée de Soulas drei Mal zu Wagen und in kleinen Tagereisen in der Schweiz gewesen war, zwei Mal in Paris, und ein Mal von Paris aus in England. Er galt für einen unterrichteten Reisenden und konnte sagen: „In England, wo ich gewesen bin ꝛc." Die alten Damen dagegen sagten zu ihm: „Sie, der Sie in England waren ꝛc." Ja, er war sogar bis in die Lombardei vorgedrungen, hatte an den Ufern der Seen Italiens gestanden. Er las die Werke der neuern Schriftsteller. Endlich, wäh-

rend er sein Handschuhe säuberte, wies der Tiger Babylas die Besuchenden mit den Worten ab:

„Der Herr arbeitet.“

Auch hatte der junge Herr Amédée de Soulas seine Neider, denn man hatte angefangen, ihn als einen „sehr vorgeschrittenen“ Mann zu bezeichnen. Amédée besaß aber auch das Talent, die Gemeinplätze, welche gerade Mode waren, mit Besançonner Würde vorzutragen, was ihm das Verdienst gab, einer der erleuchtetsten Männer des Adels zu sein. Er führte bei sich eine Bijouterie à la mode, und in seinem Kopfe die Meinungen der Zeitungs-Correspondenten.

Im Jahre 1834 war Amédée ein junger Mann von 25 Jahren, mittler Größe, braunen Haaren, hoher Brust, breiten Schultern, etwas runden Schenkeln, schon breiten Füßen, mit weißen, schwabbligen Händen, einem Halsbarte, einem Knebelbarte wie ein Grenadier, einem dicken röthlichen Gesicht, gequetschter Nase und braunen ausdruckslosen Augen. An seine spanische Abkunft erinnerte nichts. Er ging mit raschen Schritten einer Beleibtheit entgegen, welche seinen Absichten nicht günstig war. Seine Nägel waren sorgfältig behandelt, sein Bart ohne Tadel, die geringsten Kleinigkeiten seiner Kleidung mit englischer Pünktlichkeit beachtet. Auch sah man Amédée de Soulas als den schönsten Mann von Besançon an. Ein Friseur, der zu bestimmter Stunde täglich sein Haar ordnete (ein neuer Luxus von sechzig Francs jährlich!), pries ihn als unumschränkten Gebieter im Punkte der Moden. Amédée schlief in den Tag hinein, machte dann seine Toilette und ritt nach einer seiner Meiereien, um sich im Pistolenschießen zu üben. Auf diese Beschäftigung legte er eben die Wichtigkeit wie Lord Byron in seinen letzten

Tagen. Um drei Uhr kam er zurück, bewundert auf seinem Rosse von den Grisetten und allen Personen, welche an den Fenstern waren. Nach den vorgeschützten Arbeiten, welche ihn bis ein Uhr in Anspruch nahmen, kleidete er sich an, um zu Tische zu gehen, und verlebte darauf den Abend in den Whistgesellschaften des Besançonner Adels, um gegen elf Uhr heimzukehren und sich zu Bett zu legen. Kein Mensch konnte klüger und untadelhafter leben; denn an Sonn- und Festtagen ging er regelmäßig in die Messe.

8.

Ein Wort über Besançon.

Um zu begreifen, wie außerordentlich dieses Leben war, muß man Besançon kennen. Keine Stadt setzt sich hartnäckiger allen Fortschritten entgegen. In Besançon begreift man die Angestellten, das Militair — kurz Alle, die zur Verwaltung gehören, Alle, welche Paris dahin schickt, um irgend einen Posten zu bekleiden, in Bausch und Bogen unter dem bezeichnenden Namen der Colonie. Die Colonie ist das neutrale Terrain, das einzige, auf welchem, wie in der Kirche, der Adel und die Bürgerschaft der Stadt sich begegnen. Auf diesem Terrain beginnen, auf Veranlassung eines Wortes, eines Blickes oder einer Geberde, die Feindschaften zwischen ganzen Häusern, zwischen bürgerlichen und adeligen Frauen, welche bis an das Grab dauern und die unüberwindliche Kluft, welche Adel und Bürgerschaft trennt, noch vergrößern. Mit Ausnahme der Clermont-Mont-Saint-Jean,

der Beauffremont, der de Scey, der Gramont und einiger Anderer, welche nur ihre Landgüter in der Comté bewohnen, reicht der Adel von Besançon nicht über zwei Jahrhunderte hinauf, nur bis zur Zeit der Eroberung durch Ludwig XIV. Es herrscht aber in dieser adligen Welt eine Steifheit und Narrheit, wie sonst nirgends. Von Victor Hugo, Nodier, Fourier, diesen berühmten Männern, deren Wiege in Besançon stand, spricht kein Mensch. Kaum ist ein adliges Kind zur Welt befördert, so wird ihm schon seine zukünftige Ehehälfte ausgesucht; so werden die ernstesten, wie die geringfügigsten Dinge vorausbeschlossen. Nie ist ein Fremder, ein Eindringling in jene Häuser gekommen, und um hohe Officiere aus den besten Familien Frankreichs, wenn sich solche bei der Garnison befanden, in dieselben einzuführen, bedurfte es diplomatischer Kunstgriffe, wie sie kaum ein Talleyrand auf einem Congresse angewandt hat. Im Jahre 1833 war Amédée de Soulas der einzige, welcher Bügel an seinen Beinkleidern hatte. Daher kann man schon die Löwenschaft des jungen Herrn v. Soulas erklären. Endlich noch eine kleine Anekdote, aus der man Besançon kennen lernen kann.

Etwas vor der Zeit unserer Erzählung fand die Präfectur für nöthig, einen Redacteur für ihr Journal aus Paris zu verschreiben, um sich gegen die kleine Zeitung zu vertheidigen, welche die große Zeitung ausgebrütet hatte, so wie gegen den Patriot, den die Republik dort auf die Beine brachte. Paris schickte einen jungen Mann aus der Schule des Charivari, der seine Comté noch nicht kannte.

Der Chef der Partei des Juste-Milieu, ein Mitglied des Stadtraths, ließ den Journalist zu sich kommen und sagte zu ihm:

„Wissen Sie, mein Herr, daß wir ernst und würdevoll sind, noch mehr als das, langweilig; wir wollen nicht, daß man uns unterhalte, sondern werden wüthend, wenn man uns zum Lachen gezwungen hat. Sein Sie also grausam genug, die weitschichtigsten Erörterungen der Revue des deux mondes noch breiter zu treten, und selbst dann werden Sie kaum den Ton von Besançon treffen.“

Der Redacteur ließ es sich gesagt sein, schwatzte ein philosophisches Wischiwaschi, das man kaum verstehen konnte und — machte sein Glück.

9.

Warum ein Löwe.

Wenn der junge Herr v. Soulas in der Achtung der Salons von Besançon nicht verlor, so geschah das bloß, weil die Aristokratie aus Eitelkeit den Schein zu verbreiten wünschte, als modernisire sie sich, und weil sie den vornehmen Parisern, die in die Comté kamen, gern einen Mann entgegensetzen mochte, der ihnen etwas ähnelte.

Alle Arbeit bei verschlossenen Thüren, aller in die Augen geworfene Staub, die anscheinende Thorheit, so wie die versteckte Weisheit hatten aber einen Zweck, ohne welchen der Löwe v. Besançon nicht auf seinem Platze gewesen wäre. Amédée wollte nämlich eine vortheilhafte Heirath erreichen, indem er eines Tages bewiese, daß seine Meiereien nicht verschuldet wären und er wohl hausgehalten habe. Er wollte die Stadt gewinnen, er wollte der schönste Mann in

derselben sein, um erst die Aufmerksamkeit zu erregen, dann die Hand von Fräulein Philomene v. Watteville zu erobern. Ach so!

Im Jahre 1830, als der junge Herr v. Soulas sein Handwerk als Dandy begann, war Philomene dreizehn Jahr alt. Im Jahre 1834 war Fräulein v. Watteville in dem Alter, wo junge Leute leicht durch die Sonderbarkeiten eingenommen werden, welche die Aufmerksamkeit der Stadt auf Amédée zogen. Es giebt viele Löwen, welche aus Berechnung und Speculation Löwen werden. Die Familie Watteville, seit zwölf Jahren im Besitz einer Rente von funfzigtausend Franks, verbrauchte doch nur vierundzwanzigtausend jährlich, obgleich sie die vornehme Welt von Besançon alle Montage zu einem Mittagsessen, und alle Freitage zu einer Soiree bei sich sah. Was für eine Summe entsteht aber nicht, wenn seit zwölf Jahren jährlich sechsundzwanzigtausend Franks erspart und mit jener Vorsicht angelegt sind, welche solche alte Familien auszeichnet! Man glaubte allgemein, daß Frau v. Watteville, an Landbesitz so schon reich genug, für ihre Ersparnisse 1830 dreiprocentige Papiere gekauft habe. Die Mitgift Philomenens mußte etwa vierzigtausend Francs Renten tragen. Seit fünf Jahren hatte der Löwe daher wie ein Maulwurf gearbeitet, um sich in die Achtung der strengen Baronin einzunisten, und das, indem er zugleich der Eigenliebe des Fräulein v. Watteville schmeichelte.

Die Baronin war eingeweiht in das Geheimniß der Kunstgriffe, durch welche Amédée seinen Rang in Besançon behauptete, und achtete ihn deßhalb sehr. Soulas hatte sich unter die Flügel der Baronin begeben, als sie dreißig Jahre

zählte, er hatte die Kühnheit gehabt, sie zu bewundern, aus ihr ein Götzenbild zu machen, er war sogar so weit gekommen, daß er ihr, und zwar ihr allein, seine Suiten erzählen konnte. Und solche Dinge hören ja fromme Damen so gern, da sie durch ihre großen Tugenden die Kraft bekommen, den Abgrund zu sehen, ohne zu schwindeln, die Lockungen des Satans zu dulden, ohne sich von ihm ergreifen zu lassen. Begreifen meine Leser nun, warum der Löwe sich auch nicht die geringste Intrigue erlaubte? Er zog den Schleier von seinen Handlungen, er lebte gewissermaßen auf offener Straße, um die Rolle eines geweihten Liebhabers bei der Baronin spielen zu können. Ein Mann, der das Recht besitzt, einer frommen Dame schmutzige Dinge in die Ohren zu sagen, ist in ihren Augen ein Liebenswürdiger. Hätte dieses Muster von einem Löwen das menschliche Herz besser gekannt, so hätte er sich ohne Bedenken einige Liebschaften mit den Grisetten von Besançon erlauben können, die ihn wie einen König ansahen; seine Sachen würden dann bei der strengen und spröden Baronin noch besser gestanden haben. Im Gespräch mit Philomene erschien unser Cato aber als ein Verschwender, er sprach nur vom eleganten Leben, und zeigte ihr im] Hintergrunde die Rolle einer Modedame in Paris, wohin er als Deputirter gehen wollte.

Diese klugen Angriffspläne wurden von einem vollständigen Erfolge gekrönt. Im Jahre 1834 bezeichneten die Mütter der einzig vornehmen Familien, welche die vornehme Gesellschaft von Besançon ausmachen, den Herrn Amédée de Soulas als den liebenswürdigsten jungen Mann von Besançon; Niemand wagte dem, der Hahn im Korbe im Hôtel de Rupt war, den Rang streitig zu machen und ganz Be-

sançon betrachtete ihn als den zukünftigen Gemahl von Philomene de Watteville. Auch waren über diesen Gegenstand schon einige Worte zwischen der Baronin und Amédée gewechselt, und da der Baron allbekannt eine Null war, so konnte die Sache als abgemacht betrachtet werden.

10.
Philomene.

Philomene von Watteville, der das bedeutende Vermögen, dessen Erbin sie einst werden sollte, so große Ansprüche verlieh, wurde klösterlich in dem Hôtel de Rupt erzogen, welches ihre Mutter nur selten verließ. Sie wurde in den Fesseln einer ausschließlich religiösen Erziehung gehalten, und der Despotismus ihrer Mutter legte ihr aus Grundsätzen ein hartes Joch auf. Philomene wußte gar nichts. Oder könnte man in Anschlag bringen, daß sie etwas Geographie aus Guthrie, biblische Geschichte, alte Geschichte, Geschichte von Frankreich und die vier Species gelernt hatte, und das Alles noch zuvor von einem alten Jesuiten durch das Sieb geschüttelt. Zeichnen, Musik und Tanz waren ihr untersagt, als mehr geeignet, das Leben zu verderben, denn zu verschönern. Die Baronin selbst hatte ihrer Tochter die weiblichen Arbeiten gelehrt: Nähen, Stricken, Sticken. Mit siebzehn Jahren hatte Philomene noch weiter nichts, als Erbauungsbücher und heraldische Schriften gelesen. Nie hatte eine Zeitschrift ihre Blicke entweiht. Sie hörte jeden Morgen die Messe in der Kathedrale, wohin sie von ihrer Mutter

geführt wurde, verzehrte darauf das Frühstück, erging sich ein Wenig in dem Garten, arbeitete dann und empfing Besuche, neben der Baronin sitzend, bis die Stunde des Mittagsessens kam. Nach diesem, Montags und Freitags ausgenommen, begleitete sie Frau von Watteville zu den Abendgesellschaften, ohne daß sie dort mehr hätte sprechen können, als ihr die mütterlichen Verhaltungsbefehle zugestanden.

Im siebzehnten Jahre war Fräulein von Watteville ein sprödes, dünnes, blondes, blasses Mädchen von der größten Unbedeutendheit. Ihre blaßblauen Augen wurden verschönert durch das Spiel der Wimpern, welche, gesenkt, einen leichten Schatten auf ihre Wangen warfen. Einige Sommersprossen schadeten der Weiße ihrer Stirn, welche übrigens eine gefällige Form hatte. Ihr Antlitz glich vollkommen dem einer von Albrecht Dürer oder einem andern Meister der alten Schule gemalten Heiligen: dieselbe runde, obgleich kleine Form, dieselbe durch Verzuckung gedüsterte Zartheit, dieselbe kindliche Strenge. Alles an ihr, selbst ihr Sitzen rief jene frommen Jungfrauen in das Gedächtniß zurück, deren Schönheit in ihrem mystischen Glanze nur den Augen eines aufmerksamen Kenners offenbar wird. Sie hatte schöne, aber rothe Hände, und den schönsten Fuß, ein Füßchen, wie eine Hofdame. Gewöhnlich trug sie Kleider von einfacher Baumwolle, aber an Sonn- und Festtagen erschien sie in Seide. Ihre Besançonner Tracht ließ sie fast häßlich erscheinen, während ihre Mutter Anstand, Schönheit und Pracht der Pariser Moden entlehnte, denn selbst die geringsten Kleinigkeiten ihrer Toilette bezog sie durch Vermittelung des Herrn von Soulas von Paris. Philomene hatte nie seidene Strümpfe oder Halbstiefeln getragen, sondern baum-

wollene Strümpfe und lederne Schuh. An Gallatagen trug sie ein musselinenes Kleid, Locken vom eignen Haar und Schuh von broncirtem Leder.

Bei dieser Erziehung und diesem bescheidenen Aeußern barg Philomene im Innern einen eisernen Willen. Die Physiologen und aufmerksamen Beobachter der menschlichen Natur können bestätigen, vielleicht zum großen Staunen Vieler, daß Laune, Charakter, Geist und Genie in den einzelnen Familien nach langen Zwischenräumen oft vererbt werden, so wie auch manche Krankheiten. Das Talent, ganz wie die Gicht, überspringt oft zwei Generationen. Wir haben ein berühmtes Beispiel dieser Erscheinung an George Sand, in welcher Kraft, Stärke und Fassungskraft des Marschall von Sachsen, dessen natürliche Enkelin sie ist, wieder aufgelebt sind. Der bestimmte Charakter, die abenteuerliche Kühnheit des berüchtigten Watteville waren verjüngt in der Seele seiner Großnichte und verstärkt noch durch die Hartnäckigkeit und den Stolz der Familie de Rupt. Aber diese Eigenschaften — oder Fehler, wenn man lieber will — waren in dem anscheinend weichen und schwachen Herzen des jungen Mädchens eben so verborgen, wie die kochende Lava unter einem Hügel, der einst zum Vulkan werden soll. Frau von Watteville allein ahnte vielleicht, was aus der Verbindung der beiden Geschlechter hervorgegangen war. Sie war so strenge gegen Philomene, daß sie einst, als ihr der Erzbischof diese harte Behandlung ihrer Tochter verwies, demselben antwortete:

„Laßt mich nur machen, gnädiger Herr; ich kenne sie, sie verbirgt mehr als einen Beelzebub unter ihrer Hülle.“

11.
Zwischen Mutter und Tochter.

Die Baronin beobachtete um so mehr ihre Tochter, als sie ihre Ehre als Mutter dabei betheiligt glaubte. Sie hatte ja auch weiter nichts zu thun. Louise de Rupt, fünf und dreißig Jahr alt und fast Wittwe bei einem Manne, der Eiernäpfchen in allen Formen von Holz drehete und Tabaksdosen für seine Freunde machte; Louise liebelte in allen Ehren mit Aémdée de Soulas. Wenn dieser junge Mann in ihrem Hause war, so schickte sie bald ihre Tochter hinweg und bald rief sie dieselbe wieder, zugleich beobachtend, ob sich in ihrem jungen Herzen keine Eifersucht rege, damit sie Gelegenheit nehmen könne, dieselbe zu unterdrücken. Sie ahmte der Polizei nach, wenn diese Demagogen nachspürt, aber sie hatte gut Thun, denn Philomene blieb fern von Empörungsgedanken. Die trockne Betschwester tadelte dann ihre Tochter wegen ihrer völligen Gefühllosigkeit; aber Philomene wußte recht gut, daß sie sich kräftigen Widerstand zuziehen würde, wenn sie eine Neigung gegen den jungen Herrn von Soulas zeigte. Auf alle Neckereien ihrer Mutter antwortete sie daher in jenen Redensarten, welche man ganz mit Unrecht jesuitische nennt, denn die Jesuiten waren tapfer, und diese Ausweichungen waren nur Schafpelze, hinter denen sich die Schwäche versteckt. Die Mutter behandelte darauf ihre Tochter mit Verstellung. Wenn dann unglücklicher Weise ein Ausbruch des wahren Charakters der Watteville und de Rupt zu Tage kam, so schmiedete die Mutter Philomenen mit dem Hammer der kindlichen Ach

tung auf dem Amboß des leidenden Gehorsams. Dieses geheime Gefecht fand in dem geheimsten Kreise des häuslichen Lebens bei verschlossenen Thüre n statt. Der General-Vicar, dieser theure Abbé de Grancey, der Freund des seligen Erzbischofs, wie gewaltig er auch in seiner Eigenschaft als Großpönitentiar der Diöcese war, er konnte doch nicht enträthseln, ob jene Streitigkeiten irgend einen Haß zwischen Mutter und Tochter entzündet hatten, ob die Mutter zum Voraus eifersüchtig war, oder ob Amédée, wenn er der Tochter den Hof machte, hinsichtlich der Mutter die Grenzen noch nicht überschritten habe. In seiner Eigenschaft als Hausfreund war er weder Beichtvater der Mutter, noch der Tochter. Philomene, zu sehr unter der Geißel stehend, konnte nicht dulden, daß Herr von Soulas vertraut mit ihr spreche. Daher war sie auch stets sehr kalt gegen ihn, wenn er mit ihr sprach, um ihr Herz zu erforschen. Dieses Widerstreben, welches nur den Augen der Mutter sichtbar war, war ein beständiger Gegenstand der Ermahnung.

„Philomene, ich sehe nicht ein, warum Du Dich so kalt gegen Amédée stellst. Vielleicht weil er Hausfreund ist und weil er uns, Deinem Vater und mir, gefällt?“

„Ach, Mama,“ antwortete eines Tags das arme Kind, „hätte ich nicht noch mehr Unrecht, wenn ich ihn gut aufnähme?“

„Was soll das heißen?“ rief Frau von Watteville aus; „was verstehst Du unter diesen Worten? Daß Deine Mutter ungerecht ist, vielleicht, und nach Deiner Meinung es stets sein dürfte? Daß nie wieder eine ähnliche Antwort gegen Deine Mutter aus Deinem Munde kommt! &c.“

Dieser Streit dauerte drei und drei Viertelstunden und

Philomene merkte ihn sich. Die Mutter wurde bleich vor Zorn und schickte ihre Tochter auf ihr Zimmer, wo Philomene über den Sinn des Auftrittes nachdachte, ohne etwas zu finden, so unschuldig war sie. Und der junge Herr von Soulas, dem die ganze Stadt Besançon schon am Ziele wähnte, der so viel Schuhlack und Bartwichse verbrauchte, um dieses Ziel zu erreichen, war ferner von demselben, als je, obgleich er selbst den würdigen und edlen Abbé de Grancey für sich hatte. Philomene wußte übrigens zu der Zeit, wo unsere Geschichte anfängt, noch gar nicht, daß der junge Graf Amédée de Souleyaz ihr bestimmt wäre.

12.

Geheimnißvolle Umstände.

„Madame,“ sagte Herr von Soulas, indem er sich zu der Baronin wandte, die eben wartete, bis ihre etwas zu heiße Suppe sich abgekühlt habe, und indem er sich bemühete, seiner Erzählung einen quasi romantischen Anstrich zu geben; „Madame, es war an einem schönen Morgen, als die Fahrpost im Hôtel-National einen Pariser abwarf, der, nachdem er verschiedene Wohnungen besehen, sich für das erste Stock des Hauses der Mademoiselle Galard in der Rue du Perron entschied. Dann ging der Fremde geradenwegs in die Mairie, um dort über Wohnort und Herkunft sich auszuweisen. Endlich ließ er sich in die Liste der Advocaten einschreiben, indem er seine Matrikeln und Beglaubigungen vorzeigte, und schickte Karten an alle seine Amtsbrüder und alle

Mitglieder der Behörden. Auf einer solchen Karte stand: „Albert Savaron.““

„Der Name Savaron ist schon berühmt,“ versetzte Fräulein Philomene, die in der Wappenkunde sehr stark war. „Die Savaron de Savarus sind eine der ältesten, edelsten und reichsten Familien Belgiens.“

„Er ist ein Franzose und Troubadour,“ entgegnete Amédée de Soulas. „Wenn er das Wappen der Savaron de Savarus übernehmen will, so wird er noch einen Balken hinzufügen müssen.“

„Bst!“ machte die Baronin.

„Der Balken ist Zeichen der Bastardschaft; aber der Bastard eines Edlen ist auch edel!“ nahm Philomene das Wort.

„Genug, Philomene!“ sagte die Baronin.

„Du hast verlangt, daß sie die Wappenkunde lerne,“ warf Herr de Watteville ein; „sie versteht sie!“

„Fahren Sie fort, Amédée!“

„Sie begreifen, daß in einer Stadt, wo Alles classificirt, genau bestimmt, bekannt, chiffrirt, numerirt und registrirt ist, wie in Besançon, Albert Savaron von den übrigen Advocaten ohne Schwierigkeit aufgenommen wurde. Jeder begnügte sich zu sagen: Seht den armen Teufel, der Besançon noch nicht kennt. Wer zum Henker hat ihm rathen können, hierher zu kommen! Was gedenkt er denn zu machen? Schickt den Rathsherren eine Karte, anstatt selbst zu kommen? Welcher Bock! Also... drei Tage später spricht kein Mensch mehr von Savaron. Zum Bedienten hat er einen alten Kammerdiener des seligen Herrn Galard genommen, den alten Jerome, welcher zugleich etwas mit

der Küche umzuspringen versteht, und da so kein Mensch Albert Savaron sah, Niemand ihm begegnete, so vergaß man ihn um so schneller.“

„Geht er denn nicht in die Messe?“ fragte Frau von Chavoncourt.

„Wohl, in die Johanniskirche und alle Sonntage, aber schon in die erste Messe, um acht Uhr. Er steht alle Nacht zwischen ein und zwei Uhr Morgens auf, arbeitet bis acht Uhr, frühstückt dann und arbeitet wieder. Dann ergeht er sich im Garten, geht funfzig bis sechzig Mal um denselben herum, tritt wieder in das Haus, speist zu Mittag und legt sich zwischen sechs und sieben Uhr zu Bett.“

„Woher wissen Sie das Alles?“ fragte Frau von Chavoncourt Herrn von Soulas.

„Einmal, Madame, weil ich in der Rue neuve wohne, an der Ecke der Rue du Perron, und aus meinem Hause die geheimnißvolle Person gesehen habe; zweitens weil sich natürlicher Weise eine Bekanntschaft zwischen meinem Tiger und Jerome entsponnen hat.“

„Sie sprechen also mit Babylas?“

„Und was sollte ich denn sonst auf meinen Promenaden thun?“

„Nun wohl, wie konnten Sie aber einen Fremden als Sachwalter annehmen?“ fragte die Baronin, sich an den Generalvicar wendend.

„Der erste Präsident hatte diesem Sachwalter den Possen gespielt, ihn als Mandatar ex officio für einen etwas schwachköpfigen, falsch angeklagten Bauer aufzurufen. Herr Savaron bewirkte aber die Freisprechung dieses armen Mannes, indem er seine Unschuld bewies und darthat, daß er nur

ein Werkzeug in den Händen der wahrhaft Schuldigen gewesen sei. Nicht allein seine Sache obsiegte, sondern er bewirkte auch die Festnahme von zwei der Zeugen, welche als schuldig erkannt und verurtheilt wurden. Seine Vertheidigungsreden überraschten den Gerichtshof und die Geschwornen. Einer dieser letztern, ein Kaufmann, übertrug am folgenden Tage Herrn Savaron einen kitzlichen Proceß, den dieser ebenfalls gewann. In der Lage, in welcher wir uns befanden, da es Herrn Berryer unmöglich war, selbst nach Besançon zu kommen, gab uns Herr von Garceneault den Rath, diesen Herrn Albert Savaron als Sachwalter anzunehmen, indem er uns den glücklichen Erfolg voraussagte. Sobald ich ihn gesehen, ihn gehört hatte, vertraute ich ihm und hatte daran nicht Unrecht."

„Hat er denn irgend etwas Außerordentliches an sich?" fragte Frau von Chavoncourt.

„Ja," erwiederte der Generalvicar.

„Ach, bitte, theilen Sie uns das mit, bat Frau von Watteville."

13.

Der Abbé entwirft ein Bild.

„Als ich ihn zum ersten Male sah, sagte der Abbé de Grancey, empfing er mich in dem ersten Zimmer, welches an das Vorzimmer stößt (dem alten Salon des wackern Galard), dessen Wände ich ganz bedeckt fand mit Büchern über die Rechtswissenschaft. Diese Bücher sind aber auch der

einzige Luxus; denn sonst findet man in dem Zimmer nur noch ein altes geschnitztes Schreibpult, sechs alte gepolsterte Lehnstühle, Vorhänge von Carmeliterfarbe mit grünen Franzen vor den Fenstern und einen grünen Teppich auf dem Boden. Der Ofen des Vorzimmers heizt zugleich das Arbeitszimmer. Während ich ihn hier erwartete, dachte ich mir meinen Anwalt keineswegs in jugendlicher Gestalt. Endlich kam Herr Savaron in einem Schlafrock von schwarzem Merino, zusammengegürtet mit einer rothen Schnur; dazu rothe Pantoffeln, eine Unterjacke von rothem Flanell und rothe Beinkleider."

„Das ist ja die Tracht des Teufels!" rief Frau von Watteville aus.

„Ja," sagte der Abbé; „aber ein herrlicher Kopf; schwarze Haare, schon mit einigen weißen untermischt, Haare, wie sie der heilige Petrus und der heilige Paul auf unsern Gemälden haben, mit dichten und glänzenden Locken, Haare, hart wie Pferdehaare; dazu ein runder weißer Hals, der eher einer Frau anzugehören schien, und eine prächtige Stirn, getheilt durch jene gewaltige Furche, welche große Pläne, große Gedanken, tiefes Nachdenken der Stirn großer Männer einprägen. Seine Gesichtsfarbe ist gelblich, mit rothen Flecken marmorirt, seine Nase viereckig, die Augen sprühen Feuer, und auf den eingefallenen Backen zeigen die zwei langen Furchen an, daß der Mann Manches duldete und litt. Ueber dem kleinen und zu kurzen Kinn öffnet sich ein Mund, der zu einem sardonischen Lächeln geschaffen scheint. Das Alles, in Verbindung mit den angeschwollenen Adern der Schläfe und den Augen, welche wie feurige Kugeln unter ihren Brauen rollen, scheint auf heftige Leiden-

schaften zu deuten, und doch ist sein Blick ruhig, voll Entsagung, seine Stimme von gewinnender Sanftheit. Im Gerichtshofe lernte ich seine Rednergabe kennen; seine Stimme war bald ruhig, bald einschmeichelnd, dann wieder donnernd, wo es nöthig war, ein andermal zu Sarkasmen sich zuspitzend und darauf wieder herausfordernd. Der Wuchs des Herrn Albert Savaron ist von mittler Größe, er ist weder fett, noch mager, und hat Hände wie ein Prälat. Als ich ihn zum zweiten Male besuchte, empfing er mich in einem Zimmer, welches an das Bibliothekzimmer stößt. Er lächelte über mein Erstaunen, als ich in demselben eine spottschlechte Commode, eine schlechte Tapete, ein Studentenbett und Vorhänge von Callicot erblickte. Er kam aus seinem Kabinet, in das kein Mensch kommt, wie mir Jerome sagte, der selbst nicht hineinging, sondern sich begnügte, an die Thür zu pochen. Herr Savaron schloß dasselbe selbst wieder und zog in meiner Gegenwart den Schlüssel ab. Bei meinem dritten Besuche hielt er eben in seinem Bibliothekzimmer das einfachste Frühstück, das je ein Anwalt genossen; aber dieses Mal mußte ich länger bei ihm bleiben, weil er gerade in der Nacht vorher unsere Proceßacten durchgegangen hatte, und es wurde mir daher Gelegenheit, diesen Fremden besser zu studiren. Gewiß! das ist kein gewöhnlicher Mann. Es steckt irgend ein Geheimniß hinter dieser Maske, die zu gleicher Zeit schrecklich und sanft ist, geduldig und ungeduldig, voll und ausgehöhlt. Ich fand ihn leicht gekrümmt, wie alle Menschen, die etwas Schweres zu tragen haben."

„Warum hat dieser so beredte Mann Paris verlassen? In welcher Absicht ist er nach Besançon gekommen? Hat man ihm denn nicht gesagt, wie wenig hier Fremde ihr Glück

machen? Man wird ihn benutzen, aber die Besançonner werden sich nicht von ihm benutzen lassen. Und warum, wenn er einmal hergekommen war, hat er so wenig für sich gethan, daß es erst eines Einfalls des ersten Präsidenten bedurfte, um ihn zum Vorschein zu bringen?“ fragte die schöne Frau von Chavoncourt.

„Nachdem ich seinen schönen Kopf studirt hatte,“ entgegnete der Abbé de Grancey, indem er einen feinen Blick auf die Dame warf und sich das Ansehen gab, als verschweige er Etwas — „bin ich der Meinung, daß dieser Mann, welcher jetzt etwa fünf und dreißig Jahre zählen mag, mit der Zeit ein großes Aufsehen erregen wird.“

„Wozu uns weiter damit beschäftigen! Ihr Prozeß ist gewonnen und Sie haben ihn bezahlt,“ sagte Frau von Watteville und beobachtete ihre Tochter, welche, so lange der Vicar gesprochen, geschienen hatte, als wollte sie ihm jedes Wort von den Lippen nehmen.

Die Unterhaltung fiel nun auf andere Dinge und von Albert Savaron war keine Rede mehr.

14.
Ein Funke in's Pulver.

Das durch den fähigsten aller Generalvicare der Dióces ausgeführte Bild hatte für Philomene um so mehr den Reiz eines Romans, als wirklich ein Roman darin lag. Zum ersten Male in ihrem Leben traf sie auf jenes Ungewöhnliche, jenes Wunderbare, das der jugendlichen Einbil-

dungskraft so sehr schmeichelt. Was für ein Ideal war dieser Albert, düster, duldend, beredt, arbeitsam, — wie mußte sein Bild nicht noch mehr gehoben werden, wenn ihn Fräulein von Watteville mit dem dicken Grafen verglich, der von Gesundheit strotzte, von Eleganz redete im Angesichte des Glanzes der alten Grafen von Rupt! Amédée verursachte ihr nur Zank uno Vorwurfe, war ihr außerdem nur zu bekannt, während jener Albert Savaron so viele Räthsel zum Entziffern darbot.

„Albert Savaron de Savarus!“ wiederholte sie bei sich selbst.

Dann ihn sehen, ihn erblicken! Das war der Wunsch eines Mädchens, das bis dahin noch keinen Wunsch gehabt hatte. Sie wiederholte in ihrem Herzen, in ihrem Kopfe den geringsten Ausdruck, dessen sich der Abbé de Grancey bedient hatte, denn keins seiner Worte war ihr verloren gegangen.

„Eine schöne Stirn,“ sagte sie bei sich, indem sie die Stirn eines Jeden ansah, der am Tische saß; „ich sehe nicht eine einzige schöne... Die des Herrn von Soulas ist zu gewölbt, die des Herrn Abbé von Grancey ist schön, aber er hat siebenzig Jahre und keine Haare mehr, man weiß nicht, wo die Stirn aufhört.

„Was fehlt Dir, Philomene? Du ißt nicht...“

„Ich habe keinen Hunger, Mama,“ sagte sie. „Hände wie ein Prälat... wiederholte sie sich dann; ich erinnere mich nicht mehr an die unsers lieben Erzbischofs, der mich doch confirmirt hat.“

Endlich, nachdem sie vergebens in dem Labyrinthe ihrer Träumereien sich zurecht zu finden versucht hatte, erinnerte

sie sich, daß sie durch die Bäume der beiden an einander grenzenden Gärten hindurch, als sie einst zufällig während der Nacht aufgewacht war, ein erleuchtetes Fenster hatte schimmern gesehen.

„Das war also sein Licht," sagte sie zu sich, „ich werde ihn sehen können! ja, ich werde ihn sehen!"

„So ist also der Proceß des Kapitels ganz zu Ende, Herr von Grancey?" fragte plötzlich Philomene den Generalvicar in einem Augenblicke, als die Unterhaltung der Gesellschaft ins Stocken gerathen war.

Frau von Watteville wechselte plötzlich einen Blick mit dem Generalvicar.

„Und was geht das Dich an, mein liebes Kind?" fragte sie Philomene, indem sie eine erheuchelte Sanftheit in ihre Worte legte, welches ihre Tochter für ihr ganzes übriges Leben vorsichtig machte. „Ich hätte nie geglaubt, daß Philomene während des ganzen Mahles an einen Proceß denken könnte."

„Und ich auch nicht," entgegnete Philomene mit einem halb träumerischen Blick, welcher Lachen erregte. „Aber Herr von Grancey beschäftigte sich so sehr mit demselben, daß ich unwillkürlich Theil genommen habe. Das ist eine ganz unschuldige Sache."

Man erhob sich von der Tafel und die Gesellschaft begab sich in den Salon zurück. Während des ganzen Abends lauschte Philomene, um zu hören, ob man nichts mehr von Albert Savaron spreche. Aber, obgleich jeder Ankommende dem Abbé zum gewonnenen Proceß Glück wünschte, so war doch keine Rede mehr vom Anwalt. Fräulein von Watteville erwartete mit Ungeduld die Nacht. Sie hatte sich vorge=

nommen, zwischen zwei und drei Uhr aufzustehen, um die Fenster von Alberts Kabinet zu sehen. Und als die Stunde erschienen war, da hatte sie die Freude, den Schein zu sehen, welchen die Kerzen des Advocaten durch die damals von Blättern entblößten Bäume warfen. Mit Hilfe des ausgezeichneten Gesichts, welches junge Mädchen besitzen und welches die Neugierde noch zu schärfen scheint, sah sie Albert schreiben, glaubte die Farbe der Meubeln zu unterscheiden, welche ihr roth schien. Aus dem Schlot erhob sich eine dichte Rauchsäule über das Dach.

„Wenn Alles schläft, so wacht er... mein Gott!“ sagte sie zu sich.

15.

Welche Fortschritte in vierzehn Tagen der Teufel bei einem jungen Mädchen von siebzehn Jahren macht.

Da die Zukunft einer Nation in den Müttern ruht, so ist die Erziehung der Mädchen eine so wichtige Aufgabe, daß es längst ein Schandfleck für ganz Frankreich ist, wenn man so wenig über dieselbe nachdenkt.

Soll man die jungen Mädchen aufklären, oder soll man ihren Geist unterdrücken? Es leuchtet, auch ohne daß wir es sagen, ein, daß die religiöse Erziehung auf Unterdrückung des Geistes abzweckt. Wenn Ihr sie aufklärt, so macht Ihr vor der Zeit Teufel aus ihnen; wenn Ihr sie aber verhindert zu denken, so werdet Ihr die plötzliche Explosion erleben,

welche Molière in der Rolle der Agnes so schön gezeichnet hat, Ihr werdet bei der unterdrückten, mit der Welt unbekannten Seele die plötzliche Krisis erleben, welche bei Fräulein von Watteville durch die unbedachte Schilderung herbeigeführt wurde, die sich einer der klügsten Abbés der klügsten Kathedrale Frankreichs bei Tafel erlaubte.

Am folgenden Morgen mußte Philomene von Watteville, als sie sich eben ankleidete, nothwendig Albert Savaron sehen, der sich in dem Nachbarsgarten des Hôtel de Rupt erging.

„Was wäre aus mir geworden, wenn er anderswo wohnte,“ dachte sie; „nun kann ich ihn doch sehen. Woran denkt er?“

Nachdem sie ihn, obgleich in Entfernung, gesehen hatte, diesen außerordentlichen Mann, den einzigen, dessen Gesichtsbildung kräftig von der Masse Besançonner Gestalten, die sie bisher erblickte, abstach, faßte Philomene plötzlich das Verlangen, in sein Inneres einzudringen, die Ursachen so vieler Geheimnisse zu erfahren, seine beredte Stimme zu hören, einen Blick von seinen schönen Augen zu erlangen. Das Alles wollte sie; aber wie es erreichen?

Während des ganzen Tages führte sie ihre Nadel mit jener stumpfen Aufmerksamkeit eines jungen Mädchens, welches, wie jene Agnes, an nichts zu denken scheint und dennoch so wohl über Alles nachdenkt, daß ihre List untrüglich ist. Aus diesem tiefen Nachdenken entsprang bei Philomene die Lust zu beichten. Am folgenden Morgen hatte sie in der Johanniskirche nach der Messe eine kleine Zwiesprache mit Abbé Giroud und wußte ihn endlich zu bereden, die Beichte auf Sonntag Morgens halb acht Uhr vor der

Frühmesse anzusetzen. Sie sagte ein Dutzend Lügen, um nur ein Mal zu der Zeit, wo der Anwalt die Messe hörte, in die Kirche kommen zu können. Endlich wurde sie von einer außerordentlichen Zärtlichkeit für ihren Vater ergriffen, sie eilte zu ihm in seine Werkstätte, that tausend Fragen über die Drechselkunst an ihn, und rieth ihm endlich, einmal große Sachen, z. B. Säulen, zu drehen. Als sie ihren Vater darauf auf die gewundenen Säulen gebracht hatte, eine der größten Schwierigkeiten der Drechselkunst, rieth sie ihm, einen großen Haufen Steine, der sich mitten im Garten befand, zu benutzen, um eine Grotte zu bauen. Auf diese könnte er dann einen kleinen Tempel nach Art des Belvedère bauen und zu demselben seine Säulen benutzen, welche so vor den Augen aller Gäste glänzen würden.

Mitten in der Freude, welche dieses Unternehmen dem armen unbeschäftigten Manne schon im Voraus verursachte, umarmte ihn Philomene und bat:

„Aber sag' ja meiner Mutter nicht, wer Dir den Gedanken eingegeben hat, sie würde mir zürnen."

„Sei ruhig," erwiederte Herr de Watteville, welcher eben so gut, wie seine Tochter unter dem Drucke der schrecklichen Erbin des Geschlechts de Rupt seufzte.

So hatte nun Philomene die Gewißheit, bald ein prächtiges Observatorium erstehen zu sehen, aus dem sie gerade in das Kabinet des Advocaten sehen konnte. Und es giebt Männer genug, für welche junge Mädchen ähnliche Meisterstücke der Diplomatie ersinnen, obgleich jene, wie Albert Savaron, oft nichts davon ahnen.

16.

Das erste Zusammentreffen.

Der so ungeduldig erwartete Sonntag erschien, und Philomenens Toilette ward mit einer solchen Sorgfalt gemacht, daß Mariette, die Kammerfrau von Frau und Fräulein von Watteville, darüber lächelte.

„So krittlich habe ich das Fräulein noch nie gesehen!“ sagte Mariette.

„Du erinnerst mich daran,“ sagte Philomene, indem sie einen Blick auf Mariette warf, der das Blut in die Wangen der Kammerfrau trieb, „Du erinnerst mich, daß es Tage giebt, an denen Du krittlicher bist, als irgend Jemand sein kann.“

Als Philomene die Treppe hinabstieg, dann über den Hof und zur Thür hinausging, schlug ihr Herz, wie beim Vorgefühl eines großen Ereignisses. Sie wußte noch gar nicht, wie gleichgültig es sei, wenn man einmal über die Straße ginge, und hatte daher gedacht, ihre Mutter könnte ihre Absicht auf ihrer Stirn lesen, würde ihr die Beichte verbieten; sie fühlte neues Blut in ihren Füßen und ging wie auf Feuer. Sie kam vor der Messe in die Kirche, verrichtete ein kurzes Gebet und ging dann, um zu sehen, ob Abbé Giroud schon in seinem Beichtstuhle sei, nur um in der Kirche umhergehen zu können. Auch nahm sie ihren Platz so, daß sie Albert sehen konnte, wenn er in die Kathedrale trat.

Ein Mann müßte schrecklich häßlich sein, wenn er nicht in einer Lage, wie die, in welche Fräulein von Watteville durch ihre Neugierde versetzt war, schön gefunden werden

sollte. Herr Savaron, bemerkenswerth an und für sich, mußte aber auf Philomene noch mehr Eindruck machen, als seine Lebensweise, sein Gang, seine Haltung, Alles bis auf seine Kleidung etwas hatte, was ich nur durch mysteriös bezeichnen kann. Er trat ein. Die Kirche, düster bis dahin, schien Philomenen plötzlich erleuchtet. Das junge Mädchen wurde entzückt durch den langsamen und fast feierlichen Gang, welcher Leuten eigen ist, die eine Welt auf ihren Schultern tragen, durch die Tiefe des Blicks, der einen Gedanken der Vernichtung oder der Herrschaft auszusprechen schien. Philomene begriff jetzt die Worte des Generalvicars in ihrem ganzen Umfange. Ja, diese Augen, deren gelbes Braun von Goldfäden durchwirkt schien, enthielten eine Gluth, welche sich durch pfeilschnelle Blicke bemerklich machte. Philomene stellte sich mit einer Unbesonnenheit, welche selbst Mariette bemerkte, dem Anwalte in den Weg, um einen Blick von ihm zu erhalten, und als sie ihren Zweck erreicht hatte, schien ihr das Blut siedend heiß durch die Adern zu strömen. Sobald sich Albert gesetzt hatte, nahm auch Fräulein von Watteville ihren Platz, und zwar so, daß sie ihn vollkommen sehen konnte. Als Mariette ihr zuflüsterte: Da ist Herr Giroud, glaubte sie, es sei kaum einige Minuten, daß sie dem Unbegreiflichen gegenüber gesessen hätte. Als sie aus dem Beichtstuhle kam, war die Messe vorüber und Albert hatte die Kathedrale verlassen.

„Der Generalvicar hat Recht,“ dachte sie, „er ist leidend. Warum ist dieser Adler, denn er hat in der That einen Adlerblick, nach Besançon verschlagen? Ach, ich will Alles erfahren; aber wie!“

17.

Philomene gewinnt Ueberlegenheit.

Seit dem Tage, wo Fräulein von Watteville jenen Blick, oder vielmehr jene Feuertaufe empfangen hatte, betrieb sie mit Wärme den Bau des Belvedére.

„Mama," sagte sie eines Tages, als zwei Säulen fertig gedrechselt waren, „mein Vater hat da eine wunderliche Idee in den Kopf gefaßt; er drechselt Säulen zu einem Belvedére, das er aufbauen will, indem er sich dazu des Steinhaufens zu bedienen gedenkt, der mitten im Garten liegt. Billigen Sie den Einfall? Mir scheint, daß..."

„Ich billige Alles, was Dein Vater thut," entgegnete trocken Frau von Watteville, „und es ist Pflicht der Frauen, sich ihren Männern zu unterwerfen, wenn sie auch deren Ansichten nicht billigen sollten. Warum sollte ich mich einer Sache widersetzen, die Herrn von Watteville Freude macht?"

„Aber wir werden von dort Herrn Sculas sehen, und wenn wir dort sind, wird er uns sehen. Vielleicht könnte man sagen..."

„Philomene, hast Du die Absicht, Deine Eltern zu beherrschen, und willst Du mehr als sie über Anstand und Schicklichkeit wissen?"

„Ich schweige, Mama, und um so mehr, da mein Vater sagt, die Grotte werde einen Saal bilden, in welchem man sich abkühlen und Kaffee trinken könne."

„Dein Vater hat da einen herrlichen Einfall gehabt,"

sagte Frau von Watteville, indem sie ging, um die Säulen zu besehen.

Sie billigte den Plan des Barons und bezeichnete dann zur Errichtung des Belvedére einen Platz im Hintergrunde des Gartens, wohin man aus der Wohnung des Herrn von Soulas nicht sehen konnte, von wo man aber die herrlichste Aussicht nach Herrn Albert Savaron hatte. Ein Baumeister wurde angenommen, welcher die Einrichtung der Grotte unternahm. Auf die Höhe derselben sollte ein drei Fuß breiter Weg führen und zur Seite desselben zwischen Felsblöcken Geisblatt und Jungfernwein angepflanzt werden. Die Baronin ordnete an, daß das Innere der Grotte von unbehauenem Holze hergestellt werden sollte, wie es damals Mode war; in dem Hintergrunde sollte ein Divan aufgestellt werden und vor demselben ein Tisch von unbehauenem Holze. Herr von Soulas schlug vor, den Fußboden mit Asphalt zu pflastern, und Philomenen fiel ein, daß man an der gewölbten Decke ebenfalls einen Kronleuchter von unbehauenem Holze anbringen könnte.

„Die Wattevilles lassen etwas Reizendes in ihrem Garten einrichten," sagte man in Besançon.

„Sie sind reich, sie können schon einmal tausend Thaler an ein Possenspiel wenden."

„Tausend Thaler?" fragte Frau von Chavoncourt.

„Ja, tausend Thaler," rief der junge Herr von Soulas aus. „Man läßt einen Werkmeister von Paris kommen, um das Innere ländlich-einfach einzurichten, das wird allerliebst sein. Herr von Watteville macht den Kronleuchter selbst; er schnitzt schon das Holz...."

„Man sagt, daß Berquet einen Keller darunter graben solle,“ sagte Abbé.

„Nein,“ erwiederte der junge Herr von Soulas; „er giebt dem Kiosk nur eine massive Grundlage, damit der Boden trocken werde.“

„Sie wissen aber auch die geringsten Kleinigkeiteu, die in dem Hause vorgehen,“ versetzte Frau von Chavoncourt spitzig, indem sie zugleich einen Blick auf eine ihrer großen, bereits mannbaren Töchter warf.

18.

Savarons Krieg mit der Stadt Besançon.

Die glänzende Art, wie Albert Savaron die Sache des Domcapitels geführt hatte, wurde um so schneller vergessen, als der Neid der übrigen Advocaten erwachte. Auch zeigte sich Savaron an keinem Orte, sondern blieb stets in seiner Zurückgezogenheit. Ohne Gönner und Niemand besuchend, vermehrte er selbst noch die Ursachen der Vergessenheit, welche in einer Stadt wie Besançon schon ohnedieß hinreichend vorhanden sind. Nichtsdestoweniger trat er drei Mal vor dem Handelsgerichte in drei verwickelten Verhandlungen auf, welche eigentlich vor den Gerichtshof gehört hätten. Er bekam dadurch einige der größten Kaufleute der Stadt zu seinen Clienten, welche in ihm so viel Verstand und „gutes Judiz“, wie es die Provinz nennt, antrafen, daß sie ihm die Führung aller ihrer Streitsachen übertrugen. An dem Tage, wo die Familie Watteville ihr Belvedére

einweihete, errichtete auch Savaron sein Denkmal. In Folge der Anerkennungen, welche er bei der Handelswelt von Besançon erworben hatte, begründete er dort eine alle vierzehn Tage erscheinende Zeitschrift unter dem Namen Zeitung des Osten (Revue de l'Est) mit Hilfe von vier Actien, jede zu tausend Franks, welche in den Händen seiner zehn ersten Clienten waren, denen er bewiesen hatte, daß Besançon durch seine Lage eigentlich Mittelpunkt des Handels zwischen Mühlhausen und Lyon, oder zwischen Rhein und Rhone, werden müsse.

Um Straßburg den Rang abzulaufen, mußte aber Besançon nicht nur Handelsplatz, sondern auch Mittelpunkt geistiger Erleuchtung werden. Und nur in einer dazu eigens gegründeten Zeitschrift konnte man die wichtigen Fragen in Bezug auf das Interesse des Ostens verhandeln. Welcher Ruhm, Straßburg und Dijon ihre geistige Obergewalt zu rauben, den Osten Frankreichs aufzuklären und selbst Paris sein Principat streitig zu machen!

Albert hatte diese Gedanken gefaßt, und die zehn Kaufleute wiederholten sie, sich den Ruhm der Erfindung zulegend.

Der Advocat Savaron beging nicht den Fehler, seinen Namen an die Spitze zu stellen, sondern überließ die finanzielle Direction seinem ersten Clienten, Herrn Boucher, welcher durch seine Frau mit einem der thätigsten Verleger von großen Erbauungswerken verwandt war, aber er behielt sich die Redaction und als Begründer einen Antheil an dem Gewinnste vor. Die Handelswelt erließ Aufforderungen an alle befähigten Männer zu Dôle, Dijon, Salins, Neufchatel, um sie zu Mitarbeitern zu gewinnen. Die Handelsverbin-

dungen und Bekanntschaften verschafften hundert und funfzig Abonnenten, die sich auch durch den billigen Preis — acht Franks vierteljährlich — bestechen ließen.

Um die Eigenliebe der Schriftsteller aus der Provinz durch zurückgewiesene Artikel nicht zu beleidigen, hatte der Advocat es geschickt dahin gebracht, daß der älteste Sohn des Herrn Boucher, ein ruhmsüchtiger, mit den Aergernissen und Unannehmlichkeiten eines solchen Geschäfts unbekannter junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, die literarische Redaction übernommen hatte. Albert behielt heimlich die Oberhand, aber schob Alfred Boucher vor. Alfred war der Einzige in Besançon, mit dem sich der König des Unternehmens vertraulich einließ. Alfred kam des Morgens mit Albert in dem Garten zusammen, um die Artikel für die nächste Nummer zu besprechen. Ueberflüssig möchte es sein, noch zu erwähnen, daß die Probenummer eine Elegie Alfreds enthielt, welche Savarons Beifall hatte. Albert ließ in seinen Unterhaltungen mit Alfred große Gedanken fallen, theilte Entwürfe zu Abhandlungen mit, welche der letztere ausarbeitete. Die Kaufleute aber, entzückt von dem Erfolg ihrer Revue, hatten nur drei Zehntel ihrer Actien zu zahlen gebraucht. Noch zweihundert Subscribenten, und die Revue mußte fünf Procent Dividende für die Actionaire abwerfen, da die Redaction nicht bezahlt wurde, denn die war unbezahlbar.

Bei der dritten Nummer wurde die Revue schon mit allen Journalen Frankreichs eingetauscht, welche Albert nun auf seinem Zimmer lesen konnte.

21.
Die erste Novelle der neuen Zeitschrift.

Diese dritte Nummer enthielt eine Novelle, unterzeichnet A. S***, welche man allgemein dem berühmten Advokaten zuschrieb.

Die vornehme Gesellschaft von Besançon schenkte der neuen Zeitung wenig Aufmerksamkeit und beschuldigte sie der Freisinnigkeit. Aber dessen ungeachtet war mitten im Winter bei Frau von Chavoncourt die Rede von jener ersten Novelle.

„Mein Väterchen,“ sagte Philomene, „es erscheint eine Zeitschrift in Besançon; auf die müßtest Du abonniren und sie mir zu lesen geben, denn meine Mutter würde sie mich nicht lesen lassen.“

Herr von Watteville, gerührt von den Beweisen von Zärtlichkeit, welche ihm Philomene seit fünf Monaten gegeben hatte, beeilte sich, ihr zu gehorchen, abonnirte auf ein Jahr auf die Revue de l'Est und lieh seiner Tochter die vier bereits erschienenen Nummern. Während der nächsten Nacht verschlang Philomene jene Novelle, die erste, welche sie in ihrem Leben gelesen hatte; aber sie fühlte auch erst seit zwei Monden, daß sie lebe. Auch darf man die Wirkungen, welche der Aufsatz auf sie hervorbrachte, nicht nach den gewöhnlichen Erscheinungen beurtheilen. Philomene las mit jungfräulichem, unerfahrenem Herzen, und für sie mußte also die Novelle, welche ein Pariser aus der neuern Schule geschrieben hatte, und über deren Werth oder Unwerth wir nicht im Voraus urtheilen wollen, ein Meisterstück sein.

Ueberdies ging sie mit einer vorgefaßten Meinung, welche bei ihr den Werth der Novelle noch erhöhen mußte, an das Lesen. Sie hoffte nämlich die Gefühle Alberts ausgesprochen zu finden und vielleicht etwas aus seinem Leben. Schon von den ersten Seiten an gewann diese Meinung eine Gewißheit bei ihr, so daß sie überzeugt war, sich nicht zu täuschen. Auch nach dem Urtheile des Salons der Madame Charoncourt hatte Albert gewissen neueren Schriftstellern nachgeahmt, welche, weil es ihnen an Erfindungsgabe fehlt, ihre eignen Leiden und Freuden, ihres eignen Lebens geheimnißvolle Begebenheiten erzählen.

20.

Erstes Capitel der Novelle.

Die beiden Freunde.

Es war ein schöner Julimorgen im Jahre 1823, als zwei Freunde, welche mit einander die Schweiz bereis'ten, auf einem von drei Ruderern besetzten Nachen von Luzern abfuhren. Zunächst wollten sie nach Flüelen, denn sie hatten sich gegenseitig versprochen, bei allen berühmten Stätten am Vierwaldstätter-See anzuhalten. Die Umgebungen des See's von Luzern bis Flüelen befriedigen alle Aufforderungen, welche die üppigste Einbildungskraft an Berge und Ufer, an Seeen und Felsen, an Bäche und Wiesen, an Bäume und Waldströme machen kann. Bald erblickt man wüste Einöden, bald reizende Vorgebirge, hier liebliche und frische Thäler, dort düstere Wälder, die über grausige Abgründe

ihre Schatten werfen, da öffnen sich stille und kühle Buchten, und über sie hin schweift der Blick nach blumigen Matten.

Eben fuhren sie vor dem schönen Gersau vorüber, als einer der beiden Freunde einen aufmerksam forschenden Blick auf ein hölzernes Haus warf, das erst umlängst erbaut schien. Ein hölzerner Palissadenzaun, der sich bis hart an die Wogen erstreckte, umgab es. Als das Fahrzeug vorüber fuhr, erschien ein weiblicher Kopf in einem Fenster des obern Stocks. Einer der jungen Leute erblickte die Unbekannte, welche höchst gleichgültig auf das Wellenspiel schaute, das der Nachen zurückließ.

„Halten wir hier,“ sagte er zu seinem Freunde, „wir wollten zu Luzern unser Hauptquartier nehmen und von da aus die Schweiz nach allen Seiten durchstreifen; aber Du wirst es nicht übel finden, Leopold, wenn ich meinen Plan ändere und hier bleibe, um unser Gepäck zu bewachen. Du kannst thun, was Du willst, meine Reise ist beendigt. Ruderer, legt an und setzt uns hier aus. Wir wollen in diesem Orte frühstücken. Ich werde dann unser Gepäck von Luzern holen, und ehe Du weiter reisest, wirst Du erfahren, in welchem Hause ich wohne, damit Du mich bei Deiner Rückkehr wieder finden kannst.“

„Hier oder in Luzern,“ sagte Leopold, „das ist mir gleich, und ich werde Dich daher nicht verhindern, Deinen närrischen Einfall zu befriedigen.“

Die beiden jungen Leute waren Freunde im wahren Sinne des Wortes. Sie waren von einerlei Alter, hatten auf derselben Universität sich gleichen Studien gewidmet, und benutzten jetzt ihre Ferienzeit zu einer Reise in der

Schweiz. Leopold hatte dem Wunsche seines Vaters nachgegeben und sich der Rechtswissenschaft gewidmet. Sein gerader Sinn, seine Sanftmuth, sein ruhiger Geist und seine Kenntnisse bürgten für sein Fortkommen. Leopold sah sich jetzt als Pariser Notarius und sein Leben lag vor ihm, wie einer der ebenen, geraden Wege, welche das flache Land von Frankreich durchziehen.

Der Charakter seines Gefährten, den wir Rudolph nennen, bildete einen schroffen Gegensatz mit dem seinigen, aber ohne Zweifel war gerade das der Grund der engen Freundschaftsbande geworden. Rudolph war der natürliche Sohn eines vornehmen Herrn, der zu schnell und zu früh gestorben war, als daß er durch ein Testament hätte sorgen können, daß es einem geliebten Weibe und ihrem Sohne Rudolph nie an Mitteln fehle, ihr Dasein zu fristen. So durch einen Schicksalsschlag betrogen, hatte Rudolphs Mutter ein heroisches Mittel zu ihrer Rettung gewählt. Sie verkaufte Alles, was sie von der Freigebigkeit des Vaters ihres Sohnes besaß, brachte so eine Summe von etwas über hunderttausend Franks zusammen, that diese auf ihren Kopf zu beträchtlichen Zinsen auf Leibrenten aus und verschaffte sich so eine jährliche Einnahme von etwa 15,000 Franks, indem sie beschloß, nicht nur der Erziehung ihres Sohnes Alles aufzuopfern, damit er einst im Stande sein könne, sein eignes Glück zu begründen, sondern auch durch höchste Sparsamkeit ihm noch ein Capitel für die Zeit seiner Volljährigkeit zu sammeln. Es war kühn, so auf die Dauer des eignen Lebens zu rechnen, aber ohne diese Kühnheit wäre es der guten Mutter nicht möglich gewesen, selbst zu leben und zugleich standesgemäß ihren Sohn zu erziehen, diesen Sohn,

der ihre einzige Hoffnung und zugleich die Quelle aller ihrer Freuden war. Frucht der Verbindung einer der reizendsten Frauen und eines der merkwürdigsten Männer des Brabanter Adels, die mit gleichem Liebesfeuer einander zugethan gewesen waren, litt Rudolph an einer übergroßen Empfindsamkeit. Seit seiner Kindheit hatte er überall die größte Heftigkeit in allen Dingen gezeigt. Ein Wunsch wurde bei ihm zu einer unüberwindlichen Gewalt, zur Aufgabe des Lebens, zum Beweggrund aller seiner Handlungen.

Diese Heftigkeit, weise geleitet von einer geistreichen Mutter, wurde der Grund der vorzüglichen Fortschritte, welche Rudolph machte. Er wurde das, was die Engländer einen perfect gentleman nennen. Seine Mutter war aber auch stolz auf ihn, obgleich sie stets befürchtete, es werde einst eine gefährliche Katastrophe erscheinen, wenn sich die Liebe seines Herzens bemächtigte, jenes Herzens, das zugleich so zart und so empfindsam, so heftig und so gut war. Auch hatte die kluge Frau viel zur Knüpfung des Freundschaftsbandes beigetragen, das Rudolph an Leopold, und Leopold an Rudolph fesselte, indem sie in dem kalten und besonnenen Notar einen Beschützer und Vertrauten erblickte, welcher sie bis zu einem gewissen Grade bei Rudolph ersetzen könnte, wenn sie selbst unglücklicherweise ihm fehlen sollte. Noch schön im dreiundvierzigsten Jahre hatte Rudolphs Mutter bei Leopold eine lebhafte Leidenschaft erregt. Dieser Umstand knüpfte die Freundschaft der beiden jungen Leute noch enger.

21.

Zweites Capitel der Novelle.

Miß Lovelace.

Leopold kannte Rudolph zu gut, als daß er hätte überrascht werden sollen, wenn dieser in Folge eines auf das obere Stock eines Hauses geworfenen Blicks den Plan faßte, in einem kleinen Orte zu bleiben und auf die Reise auf den St. Gotthard zu verzichten. Während man im Gasthofe zum Schwan das Frühstück zubereitete, gingen die beiden Freunde um den Ort und kamen auch in die Nähe jenes hübschen neuen Hauses. Rudolph entdeckte hier ein kleines Haus, dessen Eigenthümer dazu eingerichtet war, ihn in Kost und Wohnung zu nehmen. Man bot ihm ein Zimmer an, von dem aus man die Aussicht nach einer jener reizenden Krümmungen hatte, welche so viele Reisende nach dem Vierwaldstädter See ziehen. Eine schmale Gasse trennte dieses Haus von dem neuen Gebäude, in welchem Rudolph seine schöne Unbekannte gesehen hatte.

Für hundert Franks monatlich sollte Rudolph Alles bekommen, was zum Leben nöthig wäre. Allein in Betracht der Einrichtungen, welche die Stopferschen Eheleute erst machen mußten, verlangten sie eine vierteljährige Vorausbezahlung. Wenn man den Schweizer nicht striegelt, so wird er ein Wucherer. Nach dem Frühstück bezog Rudolph sogleich seine neue Wohnung und sah dann Leopold abreisen, welcher nun auf gemeinschaftliche Kosten den Gotthard allein besuchte. Rudolph setzte sich auf einen Felsblock und schaute das Ufer entlang, bis Leopolds Nachen seinen Blicken

entschwunden war, dann blickte er nach dem neuen Hause, in der Hoffnung, daß die Unbekannte ihm erscheinen werde. Allein kein menschliches Wesen wurde seinen Augen sichtbar. Beim Mittagsessen fragte er seine Wirthsleute über die Nachbarschaft aus und deren nicht geringe Geschwätzigkeit theilte ihm Folgendes mit:

Die Unbekannte hieß Fanny Lovelace. Dieser Name, welcher Lowweleß ausgesprochen wird, gehört einer alten englischen Familie an, aber Richardson hat ihn in seinem Romane Pamela zu einer Berühmtheit erhoben, welche jede andere verdunkelt. Miß Lovelace hatte sich an diesem See niedergelassen, weil die Aerzte ihrem kranken Vater die Luft des Cantons Luzern empfohlen hatten. Miß Fanny schien sich übrigens mit ihrem Vater in einer großen Dürftigkeit zu befinden. Diese beiden Engländer hatten zur Bedienung nur ein kleines vierzehnjähriges Mädchen mitgebracht, das taubstumm war, eine große Anhänglichkeit an Miß Fanny zeigte und dieser mit vielem Verstande aufwartete. Es war schon vor Anfang des letzten Winters gewesen, daß sie das Bergmannsche Haus bezogen hatten. Herr Bergmann war aber vor dem Gärtner bei Sr. Excellenz dem Grafen Borromeo auf der Isola bella und Isola madre im Lago maggiore gewesen, lebte jetzt von seinen Zinsen, die sich auf tausend Thaler jährlich beliefen, und hatte das obere Stock seines Hauses für eine jährliche Miethe von zweihundert Franks auf drei Jahre an die Familie Lovelace vermiethet.

Der alte Lovelace, ein sehr abgelebter neunzigjähriger Greis, zu arm um viel Aufwand machen zu können, ging selten aus; seine Tochter unterstützte ihn durch ihre Arbeiten; wie man sagte, übersetzte sie englische Bücher in das Fran-

zösische und schrieb auch selbst Bücher. Nie wagte sie einen Nachen zu miethen, um eine Lustfahrt auf dem See zu machen, nie Pferde oder Führer, um die Umgegend kennen zu lernen. Eine Dürftigkeit, welche solche Entbehrungen erheischt, erregt um so mehr das Mitleid der Schweizer, als diese dabei die Gelegenheit etwas zu verdienen verlieren. Die Köchin des Hauses besorgte die vollständige Kost der englischen Familie für hundert Franks monatlich; aber man glaubte in ganz Gersau, daß Frau Bergmann, ungeachtet ihres Vornehmthuns, sich hinter dem Namen ihrer Köchin verberge, um den bei dem Handel etwa abfallenden Gewinn in ihre Tasche fließen lassen zu können. Herr Bergmann hatte prächtige Gärten und herrliche Gewächshäuser um sein Haus herum angelegt, und seine Blumenfrüchte und botanischen Seltenheiten hatten die junge Miß bewogen, sein Haus zu beziehen. Man schätzte Miß Fanny auf neunzehn Jahr; sie war das jüngste Kind des Greises und mußte von ihm angebetet werden. Kaum zwei Monate war sie in Gersau gewesen, als sie sich aus Luzern ein Pianoforte gemiethet hatte, denn sie schien ganz vernarrt in die Musik.

„Sie liebt die Blumen und die Musik," dachte Rudolph, „auch ist sie noch ledig! Welches Glück!"

Am folgenden Tage ließ Rudolph um die Erlaubniß nachsuchen, die Gewächshäuser und Gärten des Herrn Bergmann, welche eine gewisse Berühmtheit zu erlangen begannen, zu besuchen. Diese Erlaubniß wurde nicht unmittelbar gewährt. Herr Bergmann verlangte, wunderliches Ansinnen! den Paß Rudolphs zu sehen, welchen dieser auch sofort überschickte. Erst am folgenden Tage brachte ihm die Köchin

den Paß wieder, und theilte ihm mit, daß es ihrer Herrschaft viel Freude machen würde, ihn bei sich zu sehen.

Rudolph ging zu Bergmanns, aber nicht ohne jenes lebhafte Herzklopfen, welches nur Menschen mit feurigem Gemüth kennen, die in einem Augenblicke eine größere Leidenschaft fassen, als gewisse andere Menschen, wenn sie das ganze Leben darüber nachdenken. Er wandte Alles auf, um dem Gärtner der Borromeischen Inseln, der ihm als der Wächter des größten Schatzes erschien, zu gefallen; er durchging den ganzen Garten und warf von Zeit zu Zeit Blicke nach dem Hause, aber mit großer Vorsicht, denn Bergmanns schienen ihn offenbar mit Mißtrauen anzusehen.

22.

Drittes Capitel der Novelle.

Die falsche Stumme.

Rudolphs Aufmerksamkeit wurde bald durch die kleine stumme Engländerin gefesselt, in welcher sein Scharfblick eine Tochter Afrika's, oder wenigstens eine Sizilianerin, zu erkennen glaubte. Dieses kleine Mädchen hatte die Goldfarbe einer Havanna-Cigarre, feurige Augen, armenische Augenwimpern, deren Länge deutlich der britischen Abkunft widersprach, Haare, die mehr als schwarz waren, und unter ihrer fast olivenfarbigen Haut Nerven von besonderer Stärke und fast fieberhafter Regsamkeit. Sie warf auf Rudolph forschende Blicke mit unglaublicher Frechheit und folgte seinen geringsten Bewegungen.

„Wem gehört diese kleine Mohrin?“ fragte er die achtungswerthe Frau Bergmann.

„Den Engländern,“ antwortete die Gefragte.

„Sie ist aber nicht in England geboren?“

„Sie werden sie wohl aus Indien mitgebracht haben,“ erwiederte Frau Bergmann.

„Man hat mir gesagt, daß die junge Miß Lovelace die Musik sehr liebe. Da ich von meinem Arzte den Rath bekommen habe, einige Zeit an den Ufern dieses See's zu leben, so würde es mir ungemeine Freude gewähren, bisweilen mit ihr zusammen spielen zu können.“

„Sie empfangen Niemand bei sich und wollen durchaus keine Besuche haben,“ sagte der alte Gärtner.

Rudolph ging und biß sich in die Lippen. Weder in das Haus zu treten war er eingeladen, noch auch in den Theil des Gartens geführt, welcher zwischen der Vorderseite des Hauses und dem Ufer des Sees lag. Auf dieser Seite hatte das Haus über dem Erdgeschoß eine Galerie nach schweizerischer Art, welche von dem weit vorspringenden Dache beschützt war. Rudolph hatte diese nette Einrichtung sehr gelobt, und den Wunsch ausgesprochen, einmal der Aussicht von der Galerie zu genießen, aber das war vergebens gewesen. Als er sich Bergmanns empfohlen hatte, kam er sich selbst vor wie ein Narr, und so geht es jedem Menschen, der reich an Geist und Einbildungskraft ist, wenn er das mißlungen sieht, wovon er geglaubt hatte, daß es gelingen müßte.

Am Abende dieses Tages fuhr er natürlich auf dem See umher; er schiffte bis Brunnen, nach Schwitz, und kehrte mit einbrechender Nacht zurück. Von fern schon sah

er das Fenster der Unbekannten offen und stark erleuchtet. Er konnte die Töne eines Pianoforte und den Klang einer bezaubernden Stimme vernehmen. Es war eine italienische Romanze, welche die Unbekannte so reizend sang. Als der Gesang aufgehört hatte, landete er und entließ die beiden Ruderer mit ihrer Barke. Auf die Gefahr hin, daß seine Füße von den Wogen des Sees durchnäßt werden konnten, setzte er sich auf eine Granitbank, die von den anschlagenden Wellen schon stark benagt war, und mit ihrer Rückseite an eine dichte, dornige Acacienhecke lehnte, an welcher entlang in dem Bergmannschen Garten sich eine Allee von jungen Lindenbäumen erstreckte.

Eine Stunde mochte er hier gesessen haben, als er Stimmen und Fußtritte über seinem Haupte vernahm. Aber die Worte, welche sein Ohr trafen, waren italienisch und die Sprechenden zwei junge Frauen. Er benutzte den Augenblick, wo die beiden Sprechenden sich am einen Ende des Baumganges befanden, um ohne Geräusch an das andere zu schlüpfen. Nachdem er sich eine halbe Stunde bemüht hatte, erreichte er das Ende des Ganges und konnte, ohne erblickt oder gehört zu werden, eine Stellung einnehmen, aus der er die beiden weiblichen Wesen, wenn sie in seine Nähe kamen, belauschen konnte, ohne von ihnen entdeckt zu werden. Wie groß war aber nicht Rudolphs Erstaunen, als er in der Einen der Sprechenden die junge Stumme erkannte! Sie unterhielt sich in italienischer Sprache mit Miß Lovelace. Es war schon elf Uhr Nachts. Eine so tiefe Stille lag auf dem See und seinen Umgebungen, daß die beiden Mädchen sich sicher dünken konnten. In ganz Gersau waren gewiß nur ihre Augen noch offen. Rudolph

ahnte, daß die Taubstummheit der Kleinen eine nothwendige List sei.

23.
Viertes Capitel der Novelle.
Die Flüchtlinge.

An der Weise, wie das Italienische gesprochen wurde, erkannte Rudolph, daß es die Muttersprache der beiden Frauen sei, und schloß folglich, daß sie keine Engländerinnen sein könnten.

„Das sind italienische Flüchtlinge," sagte er zu sich, „Geächtete, die ohne Zweifel die Spione Oesterreichs oder Sardiniens zu fürchten haben. Das junge Mädchen erwartet die Nacht, um sich in Sicherheit ergehen und plaudern zu können."

Sogleich legte er sich dann nieder und kroch wie eine Schlange an der Hecke entlang, um eine Stelle zu finden, wo er zwischen zwei Acacienstämmen durchschlüpfen könnte. Auf die Gefahr hin, seinen Anzug zu zerreißen oder sich selbst zu verwunden, bahnte er sich einen Weg durch die Hecke, als die falsche Miß Fanny und ihre falsche Stumme am andern Ende des Ganges waren. Als sie darauf wieder zurückkehrten und sich etwa zwanzig Schritt von ihm befanden, ohne ihn zu sehen, denn er befand sich in dem Schatten der Hecke, welche oben hell vom Monde beleuchtet wurde, da erhob er sich rasch.

„Fürchtet nichts!" rief er auf Französisch der Italiene-

rin zu, „ich bin kein Spion. Ihr seid Flüchtlinge, das habe ich errathen; ich aber bin ein Franzose, den ein einziger Eurer Blicke hier in Gersau gebannt hat.“

Bei diesen Worten sank Rudolph nieder, denn ein heftiger Schmerz durchbohrte seine Seite.

„Nel lago con pietra!“ rief die schreckliche Stumme aus.

„Ach! Gina!“ schrie die Italienerin.

„Sie hat mich gefehlt,“ sagte Rudolph, indem er den Dolch wieder aus der Wunde zog, „er prallte auf einer Rippe ab; aber zwei Linien höher und mein Herz hätte aufgehört zu schlagen. Ich hatte Unrecht, Francesca,“ fuhr er dann fort, sich des Namens erinnernd, den die kleine Gina mehrmals genannt hatte, „und ich zürne ihr nicht; seid auch Ihr nicht böse: das Glück, Euch zu sprechen, ist mehr werth, als ein Dolchstoß. Zeigt mir nur den Weg, daß ich mich wieder in das Stopfersche Haus finde. Seid ruhig, ich werde nichts sagen.“

Francesca erholte sich von ihrem Schrecken, half Rudolph, sich wieder erheben, und sagte einige Worte zu Gina, deren Augen sich mit Thränen füllten. Die beiden Frauen zwangen Rudolph, sich auf eine Bank zu setzen, seinen Rock, seine Weste und seine Binde abzulegen. Gina öffnete das Hemd und sog kräftig die Wunde aus. Francesca, welche Beide für kurze Zeit verlassen hatte, kehrte mit einem großen Stück englischen Pflaster zurück und legte es auf die Wunde.

„Nun könnt Ihr in Eure Wohnung zurückkehren,“ sagte sie.

Jede von ihnen ergriff einen seiner Arme, und Rudolph

wurde an eine kleine Thür geführt, deren Schlüssel sich in Francesca's Brieftasche befand.

„Spricht Gina französisch?“ fragte Rudolph Francesca.

„Nein. Aber sorgt jetzt für Eure Ruhe,“ sagte Francesca halb im Tone der Ungeduld.

„Laßt mich Euch sehen,“ erwiederte Rudolph zärtlich, „vielleicht muß ich lange warten, ehe ich Euch wiedersehen kann.“

Er lehnte sich auf einen der Pfosten der kleinen Pforte und betrachtete die schöne Italienerin, welche sich einen Augenblick betrachten ließ während der feierlichsten Stille und der schönsten Nacht, die je auf dem Vierwaldstätter-See geruht hatte. Francesca war eine classische Italienerin, ganz so, wie die Einbildungskraft sich die Italienerinnen schafft. Was von vorn herein Rudolph fesselte, das war die Anmuth des Wuchses, der schlank und doch kräftig war. Ihre bleiche Farbe würde vielleicht eine nur vorübergehende Theilnahme erregt haben, hätten nicht die schwimmenden, sammetschwarzen Augen so kräftig gefesselt. Zwei Hände, schöner als sie je ein griechischer Künstler an die polirten Arme einer Stutue schuf, hielten Rudolphs Arm und stachen gegen dessen schwarzes Gewand um so blendender ab. Der unkluge Franzose blickte aber nur auf das etwas längliche Antlitz, dessen ein wenig geöffneter, von einem schmerzlichen Zuge umspielter Mund zwischen den breiten frischen und rothen Lippen hindurch zwei Reihen der glänzendsten Zähne sehen ließ. Die Schönheit der Linien dieses Antlitzes verbürgten Francesca die Dauer ihrer Schönheit; was aber Rudolph am meisten entzückte, das war die liebenswürdige

Sorglosigkeit, und ungebundene Freiheit, mit der sich die Italienerin ganz ihrem Mitleide überließ.

Francesca sagte ein Wort zu Gina, welche darauf Rudolph an das Stopfersche Haus führte, die Thürschelle zog und darauf schnell wie eine Schwalbe entschlüpfte.

24.

Fünftes Capitel der Novelle.

Francesca verheirathet.

„Ueber diese Patrioten!“ sagte Rudolph zu sich, als er allein in seinem Bette lag und an den Schmerzen seiner Wunde litt. „Nel lago! Gina hätte mir also gern einen Stein an den Hals gebunden und mich in den See gestürzt!“

Mit Anbruch des Tages ließ er den besten Chirurg von Luzern kommen, und als dieser bei ihm war, empfahl er ihm geheimnißvolles Schweigen, indem er ihm merken ließ, daß es sich um eine Ehrensache handle. Leopold kam an dem Tage, an welchem sein Freund das Bett verließ, von seinem Ausfluge zurück. Rudolph theilte ihm eine erdichtete Erzählung mit und trug ihm auf, nach Luzern zu fahren, um von dort ihr Gepäck und etwa angekommene Briefe abzuholen. Leopold kam wieder und brachte die traurigste, die schrecklichste Nachricht mit: Rudolphs Mutter war gestorben. Am Tage ihrer Abreise nach Flüelen war der traurige, von Leopolds Vater geschriebene Brief in Luzern angekommen. Ungeachtet der Vorsicht, welche Leopold anwandte, wurde Rudolph von einem Nervenfieber ergriffen. Sobald der

junge Notar seinen Freund außer Gefahr sah, reis'te er mit einer Vollmacht nach Frankreich ab. Rudolph konnte also in Gersau bleiben, dem einzigen Orte, wo sein Schmerz gelindert werden konnte. Die Lage des jungen Franzosen, seine Verzweiflung und die Umstände, welche den Verlust für ihn schrecklicher machten, als für jeden Andern, waren bekannt und erweckten das Mitleid und die Theilnahme ganz Gersau's für ihn. Jeden Morgen kam die falsche Stumme, um den Franzosen zu besuchen und ihrer Herrin Neuigkeiten von ihm zu bringen.

Als Rudolph wieder ausgehen konnte, ging er in das Bergmannsche Haus, um Miß Fanny Lovelace und ihrem Vater für die Theilnahme zu danken, welche sie ihm bewiesen hatten. Zum ersten Male, seit er bei Bergmann wohnte, ließ der alte Italiener einen Fremden bis in sein Zimmer dringen, wo Rudolph mit einer alles Mißtrauen ausschließenden Herzlichkeit empfangen wurde, denn er war ja ein Unglücklicher und ein Franzose. Francesca ließ einen Strahl der Hoffnung in sein niedergeschlagenes Herz blicken. Sie umkränzte mit Rosen seine Trauer. Sie sang, nicht zwar fröhliche Weisen, aber ernste und erhabene Gesänge, wie sie dem Gemüthszustande Rudolphs, dem diese Aufmerksamkeit nicht entging, angemessen waren. Gegen acht Uhr ließ der Greis ohne irgend ein Zeichen von Furcht die beiden jungen Leute allein und zog sich auf sein Zimmer zurück. Als Francesca des Singens müde war, führte sie Rudolph auf die Galerie am Hause, wo sich der erhabene Anblick des See's vor ihm entfaltete, und nöthigte ihn, sich auf eine einfache Bank neben sie zu setzen.

„Würden Sie es nicht für unbescheiden halten, Sie

nach Ihrem Alter zu fragen, cara Francesca?" fragte Rudolph.

„Neunzehn Jahr habe ich zurückgelegt."

„Wenn irgend etwas in der Welt meinen Schmerz zu lindern vermöchte, so wäre es die Hoffnung, Sie von Ihrem Vater zu erlangen. Wie auch Ihre Vermögenszustände sein mögen, bei Ihrer Schönheit würden Sie mir reicher scheinen, als die Tochter eines Fürsten. Aber ich zittere, während ich Ihnen die Gefühle gestehen will, die Sie mir eingeflößt haben; und doch sind sie so tief, so unauslöschlich."

„Zitto!" machte Francesca, indem sie den Zeigefinger ihrer Rechten auf ihre Lippen legte. „Gehen Sie nicht zu weit, ich bin nicht mehr frei, sondern seit drei Jahren verheirathet."

Ein tiefes Schweigen herrschte einige Augenblicke zwischen ihnen. Als die Italienerin, erschreckt über die sonderbare Körperhaltung Rudolphs, sich diesem näherte, fand sie ihn völlig ohnmächtig.

„Povero!" sagte sie zu sich, „er schien mir so kalt!"

Sie holte Riechsalz und ließ es Rudolph einathmen.

25.

Sechstes Capitel der Novelle.

Heilige Versprechungen.

„Verheirathet!" sagte Rudolph, indem er wieder zu sich kam und Francesca anblickte.

Seine Thränen flossen reichlich.

„Kind," sagte sie, „es ist Hoffnung da. Mein Gatte ist..."

„Vierundzwanzig Jahr alt," ergänzte Rudolph.

„Nein," erwiederte sie lächelnd, „fünfundsechzig! Aber er hat die Maske eines noch betagteren Greises angelegt, um die Polizei zu täuschen."

„Geliebte," sagte Rudolph, „noch einige solche Bewegungen, und ich würde sterben. Zwanzig Jahr müßten Sie mich kennen, um zu erfahren, wie groß die Kraft und Gewalt meines Herzens ist, wie mächtig es nach Glück strebt. Sie glauben nicht, wie sehr ich an Ihnen hänge. Ich liebe Sie mit einziger Liebe. Diese Liebe wird das Geheimniß meines Lebens sein, und vielleicht werde ich an ihr sterben!"

„O! Franzose! Franzose!" sagte sie, ihren Ausruf mit einer leichten Bewegung des Unglaubens begleitend.

„Soll ich nicht auf Sie warten; Sie aus den Händen der Zeit empfangen?" nahm er wieder das Wort. „Wissen Sie, daß, wenn Sie aufrichtig das Wort halten, das Ihren Lippen entschlüpfte, ich treu Sie erwarten und kein anderes Gefühl in meinem Herzen keimen lassen werde."

Sie blickte ihn zurückhaltend an.

„Nichts," fuhr er fort, „nicht einmal einen Gedanken. Ich muß mein Glück begründen, denn Sie bedürfen eines glänzenden Daseins, die Natur hat Sie zu einer Fürstin erschaffen..."

Bei diesen Worten konnte Francesca ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken, welches aber ihrem Antlitz einen unaussprechlichen Zauber verlieh. Dieses Lächeln machte Rudolph einen Augenblick verstummen.

„...Ja," fuhr er dann fort, „Sie müssen viel extra-

gen, da Ihnen die Verbannung große Entsagungen auflegt. Ach, wenn Sie mich zum Glücklichsten der Menschen machen und meine Liebe heiligen wollen, so behandeln Sie mich als Freund. Darf ich nicht auch Ihr Freund sein? Meine Mutter hat mir sechzigtausend ersparte Franks hinterlassen, nehmen Sie die Hälfte davon."

Francesca sah ihn fest an. Dieser Blick durchbohrte Rudolphs Seele.

„Wir haben nichts nöthig; meine Arbeiten reichen für unsern Aufwand hin," erwiederte sie mit ernster Stimme.

„Kann ich dulden, daß eine Francesca arbeite?" rief er aus. „Sie werden einst wieder in Ihr Vaterland zurückkehren und wiederfinden, was Sie dort verließen."

Abermals blickte die junge Italienerin Rudolph an.

„Und Sie geben mir dann wieder, was Sie die Güte hatten, mir zu entleihen," fügte er mit einem zärtlichen Blicke hinzu.

„Lassen wir diesen Punkt der Unterhaltung," sagte sie mit unvergleichlicher Hoheit des Blicks, des Ausdrucks und der Haltung. „Machen Sie ein glänzendes Glück, werden Sie einer der berühmtesten Männer Ihres Vaterlandes, das will ich. Berühmtheit ist eine Kettenbrücke, auf der man über Abgründe gelangen kann. Sein Sie ehrgeizig, es ist nöthig. Ich vermuthe große und tüchtige Talente bei Ihnen, aber bedienen Sie sich derselben mehr für das Wohl der Menschheit, als um mich zu verdienen; Sie werden darum nur noch größer in meinen Augen erscheinen."

Bei dieser Unterhaltung entdeckte Rudolph in Francesca die Begeisterung freisinniger Grundsätze und jene Verehrung

der Freiheit, welche die dreifache Empörung in Neapel, Piemont und Spanien hervorgerufen hatte.

26.

Siebentes Capitel der Novelle.

Neue Räthsel.

Beim Weggehen wurde Rudolph von Gina, der falschen Stummen, bis an die Pforte geleitet. Um elf Uhr wachte Niemand mehr im Orte, kein Lauscher war zu fürchten, und Rudolph zog Gina mit sich in einen Winkel, um sie in schlechtem Italienisch zu fragen:

„Wer ist Deine Herrschaft, mein Kind? Sag es mir und ich werde Dir dieses neue Goldstück geben.“

„Signore,“ entgegnete das Kind, indem es das Goldstück nahm, „mein Herr ist der berüchtigte Buchhändler Lamporani aus Mailand, einer der Häupter der Revolution, ein Verschworner, den Oesterreich so gern auf den Spielberg haben möchte.“

„Die Frau eines Buchhändlers?... Ha, um so besser!“ dachte er, „wir stehen in gleichem Range.“

„Von welchem Herkommen ist sie?“ fuhr er fort zu fragen, „sie hat das Ansehen einer Königin.“

„Alle Italienerinnen sind so,“ antwortete stolz Gina. „Ihr Vater nannte sich Colonna.“

Dreister durch die Ueberzeugung, daß Francesca von keinem höhern Stande sei, als er, ließ Rudolph ein Zeltdach und gepolsterte Sitze in seiner Barke anbringen. Als diese

Veränderung ins Werk gesetzt war, schlug der Verliebt Francesca'n vor, eine Lustfahrt auf dem See mit ihm zu machen. Sie nahm das Anerbieten an, wahrscheinlich um vor den Bewohnern Gersau's ihre Rolle einer jungen Miß zu spielen, aber sie nahm Gina mit. Selbst die geringsten Handlungen Francesca's trugen den Stempel einer feinen Erziehung und des höchsten Ranges. Durch die Art, wie sich die Italienerin im Hintergrunde der Barke niedersetzte, wurde es Rudolph unmöglich gemacht, sich neben sie zu setzen, und bei dem Ausdrucke ihres wahren Adels, der in ihrer ganzen Erscheinung lag, mußte er seine beabsichtigte Vertraulichkeit wieder sinken lassen. Durch einen Blick warf sich Francesca zur Herrscherin auf mit allen den Vorrechten, welche eine Fürstin des Mittelalters genoß. Es schien, als hätte sie die geheimen Gedanken ihres Vasallen, der sich so gern zu ihrem Beschützer gemacht hätte, errathen.

Schon in dem Salon, in welchem ihn Francesca zum ersten Male empfing, hatte Rudolph an allen Gegenständen Anzeichen hoher Herkunft und eines frühern großen Vermögens gefunden. Alle diese Beobachtungen kamen ihm jetzt in das Gedächtniß und er versank in ein träumerisches Nachdenken, nachdem er jetzt durch die Würde Francescas so zu sagen zurückgestoßen war. Gina, diese kaum jugendliche Vertraute, schien selbst eine spöttelnde Maske vorgenommen zu haben, wenn sie Rudolph von unten oder von der Seite anblickte. Das waren neue Räthsel für den jungen Franzosen, der in den Angaben Gina's jetzt eine gleiche List ahnete, wie in ihrer falschen Stummheit.

„Wohin wollen Sie fahren, Signora Lamporani?“ fragte er.

„Nach Luzern zu,“ erwiederte Francesca französisch.

„Schön,“ dachte Rudolph, „sie ist nicht erstaunt, mich ihren Namen nennen zu hören; sie hatte ohne Zweifel meine Frage an Gina vorausgesehen, die Verschmitzte!“

27.
Achtes Capitel der Novelle.
Die Lustfahrt auf dem See.

„Was haben Sie gegen mich?“ fragte Rudolph, als er endlich so weit gelangt war, daß er sich in ihre Nähe setzen konnte, und indem er mit einer Bewegung um ihre Hand bat, welche sie zurückzog. „Sie sind so kalt und ceremoniell!“

„Es ist wahr,“ antwortete sie lächelnd. „Ich habe Unrecht, und das ist nicht gut, das ist bäuerisch. Sie würden auf Französisch sagen: ce n'est pas artiste. Es ist besser, man spricht offen heraus, als daß man gegen einen Freund feindliche oder kalte Gedanken hegt, und Sie haben mir schon Ihre Freundschaft bewiesen. Vielleicht bin ich mit Ihnen zu weit gegangen. Sie haben mich für eine sehr gewöhnliche Frau nehmen müssen.“

Rudolph konnte nur durch wiederholte Zeichen der Verneinung antworten.

„Ja,“ sagte diese Buchhändler-Frau, indem sie fortfuhr, „ich habe mich davon überzeugt und komme natürlich wieder zu mir selbst. Nun wohl, ich werde Alles mit einigen Worten der vollsten Wahrheit abmachen. Wissen Sie denn,

Rudolph, ich fühle in mir die Kraft, ein Gefühl zu unterdrücken, welches nicht im Einklange stehen würde mit den Gedanken oder Vorgefühlen, welche ich von wahrhaftiger Liebe habe. Ich kann lieben, wie wir in Italien zu lieben wissen; aber ich kenne meine Pflichten: kein Rausch kann mich sie vergessen lassen. Verheirathet ohne meine Einwilligung an diesen armen Greis, könnte ich die Freiheit benutzen, welche er mir mit so viel Edelmuth gewährt; aber drei Jahre der Verbindung gelten einer Annahme der ehelichen Gesetze gleich. Auch könnte die heftigste Leidenschaft, selbst nicht unwillkürlich, mir den Wunsch nach Freiheit entlocken. Emilio kennt meinen Charakter. Er weiß, daß wider meine Herzensneigung, die mir gehört und ich nur gewähren kann, ich nie erlauben würde, auch nur meine Hand anzufassen. Darum verweigerte ich sie Ihnen. Ich will geliebt und geachtet sein mit Treue, mit Edelmuth. Das Alles wohl verstanden....Ach!" fiel sie sich dann mit jungfräulichem Kopfschütteln in die Rede, „ich werde wieder kokett, lächerlich, thöricht wie ein Kind, das die Gefahr der Vertraulichkeit nicht kennt."

Diese so offene und freie Erklärung wurde in einem Tone, mit einem Ausdruck und unter Begleitung solcher Blicke gegeben, daß man an der aufrichtigsten Wahrheit nicht zweifeln konnte.

„Eine Prinzessin Colonna hätte nicht besser gesprochen," sagte Rudolph lächelnd.

„Ist das," fragte sie mit erhabener Miene, „ein Vorwurf, der der Niedrigkeit meiner Geburt gilt? Bedarf es eines Wappenschildes zur Grundlage Eurer Liebe? In Mailand stehen die schönsten Namen: Sforza, Canova, Visconti,

Trivulzio, Ursini über Krämerladen und ein Archinto ist Apotheker; aber glaubt, daß meiner Herkunft aus einem Krämerladen ungeachtet in meinem Busen das Herz einer Herzogin schlägt."

„Ein Vorwurf? nein, meine Dame, ich wollte Ihnen nur einen Lobspruch machen."

„Durch eine Vergleichung," sagte sie mit Feinheit.

„Ach, wißt es," antwortete er, „um mich nicht länger zu quälen, wenn meine Worte nur schlecht meine Gefühle darstellen, meine Liebe ist unbegrenzt, sie vereint unumschränkten Gehorsam und Achtung."

Sie neigte ihr Haupt, wie zufriedengestellte Frauen zu thun pflegen, und sagte:

„So nimmt der Herr den Vortrag an?"

„Ja," sagte er, „ich begreife, daß bei einer herrlich und reich begabten Frau die Liebe sich nicht erobern läßt, und daß Sie aus Zartgefühl dieselbe verweigern wollen. Ach, Francesca, eine erwiederte Neigung von Seiten einer so königlich schönen Frau und in meinem Alter füllt das Maß aller Wünsche. Sie zu lieben, so wie Sie geliebt sein wollen, das muß einen jungen Mann vor allen nachtheiligen Thorheiten bewahren. Sie lieben, das heißt seine Kräfte an eine edle Leidenschaft wenden, auf die man später stolz sein kann und die nur schöne Erinnerungen hinterläßt. Wenn Sie wüßten, welche Farbenpracht, welche Poesie von Ihnen auf den umwölkten Gipfel des Pilatus, auf den Righi, auf dieses mächtige Wasserbecken ausströmt!"

„Ich möchte es wohl wissen," sagte sie.

„Ja, diese Stunde wird ihren Glanz über mein ganzes

Leben verbreiten, wie ein Diamant über die Stirn einer Königin."

Statt aller Antwort legte Francesca ihre Hand auf die Rudolphs.

„O Geliebte, auf immer Geliebte! Gestehen Sie, Sie haben noch nie geliebt."

„Nie!"

„Und Sie erlauben mir, daß ich Sie in Ehren und dem Himmel vertrauend lieben darf?"

Sie neigte sanft ihr Haupt. Zwei große Thränen rollten über Rudolphs Wangen.

„Was ist Ihnen?" fragte sie, ganz aus ihrer Herrscher-Rolle fallend.

„Ich habe meine Mutter nicht mehr, um ihr sagen zu können, wie glücklich ich bin! Sie hat diese Erde verlassen, ohne das zu sehen, was ihre Schwermuth erheitert hätte."

„Was?" fragte sie.

„Ihre Liebe ersetzt durch eine gleiche Liebe."

„Povero mio!" rief die Italienerin gerührt aus. „Es ist, glauben Sie mir," fuhr sie dann nach einer Pause fort, „für eine Frau etwas Süßes und mächtig zur Treue Anflammendes, wenn sie weiß, daß sie dem, den sie liebt, Alles ist, daß er allein, ohne Familie ist, daß er nichts in seinem Herzen hat, als seine Liebe."

Wenn zwei Liebende sich so verstanden haben, so fühlt das Herz eine wonnige Ruhe, eine erhabene Stille. Die Gewißheit ist der Grundpfeiler, den alle menschlichen Gefühle suchen, denn er fehlt nie dem religiösen Gefühl: der Mensch ist stets gewiß, daß Gott ihm vergelten werde. Die

Liebe hält sich nie für sicher, bis sie diese Aehnlichkeit mit der göttlichen Liebe, die Vergeltung oder Erwiederung, gefunden hat. Und um die Wonne zu begreifen, welche in dem Augenblicke der ersten erwiederten Liebe liegt, muß man sie selbst gefühlt haben; sie kehrt eben so wenig wieder, wie das Feuer der Jugend. An eine Frau glauben, sie zu seiner irdischen Religion zu machen, zum Grundsatze seines Lebens ... heißt das nicht zum zweiten Male geboren werden? Ein junger Mann mischt daher in seine erste Liebe noch etwas von der Liebe, die er für seine Mutter fühlt. Rudolph und Francesca blickten sich einige Zeit in tiefem Schweigen an und sprachen nur durch freundschaftliche und gedankenvolle Blicke mit einander. Kein Schatten von Koketterie war mehr an Francesca. Ihr Herz lag offen und ohne Hinterhalt da. Diese Größe überraschte Rudolph lebhaft, welcher darin den Unterschied zwischen der Italienerin und der Französin erkannte.

Ach, ihre Liebe glich aber dem großartigen Landschaftsgemälde, das sich um sie her ausbreitete. So wie dieses gewaltig und lieblich, und so reich in seinen Einzelnheiten war, aber am fernen Horizont ringsum durch starre Gletscher mit dem Azur verschmolz, so war auch ihre Liebe ein reiches Gefilde, das von Schneefeldern umgeben ward.

28.

Neuntes Capitel der Novelle.

Der erste Verdacht.

Der liebliche Rausch des Herzens sollte bald gestört werden. Eine Barke nahte in der Richtung von Luzern her. Gina, die schon seit einiger Zeit aufmerksam nach ihr geblickt hatte, gab ein Zeichen lebhafter Freude, aber blieb ihrer Rolle als Stumme treu.

Die Barke nahete. Auch Francesca konnte nun die Gestalten in derselben unterscheiden, und rief laut aus: „Tito!“ indem sie ihre Blicke auf einen jungen Mann richtete.

Ohne der Gefahr aus der Barke zu stürzen, zu achten, erhob sie sich und rief:

„Tito, Tito!“ indem sie zugleich mit ihrem Taschentuche winkte.

Tito gab seinen Ruderern Befehl zu wenden und die beiden Barken legten sich neben einander. Die Italienerin und der Italiener sprachen nun so lebhaft mit einander, und in einem Dialekte, der dem, welcher das Italienische nur aus Büchern erlernt hat, völlig unbekannt ist, daß Rudolph von der ganzen Unterhaltung nichts verstehen, nichts errathen konnte. Die Schönheit Tito's, die Vertrautheit Francesca's, der Freudenblick Gina's — das Alles ärgerte ihn. Ueberhaupt giebt es keinen Verliebten, der nicht unzufrieden sein sollte, wenn er sich um irgend etwas vernachlässigt sieht. Tito warf lebhaft einen kleinen ledernen Beutel, ohne Zweifel mit Goldstücken gefüllt, Gina zu, dann

überreichte er Francesca ein Packet Briefe, und diese begann sogleich zu lesen, indem sie Tito ein Lebewohl zuwinkte.

„Kehrt sogleich nach Gersau um,“ befahl sie den Ruderern. „Ich will meinen armen Emilio nicht zehn Minuten zu lange warten und seufzen lassen.“

„Was ist Ihnen?“ fragte Rudolph, als er sah, daß die Italienerin den letzten Brief ausgelesen hatte.

„La liberta!“ rief sie mit dem Pathos eines Schauspielers aus.

„E denaro!“ antwortete wie ein Echo Gina, welche nun endlich wieder sprechen konnte.

„Ja,“ versetzte darauf Francesca, „kein Elend mehr! Es ist nun länger als elf Monate, daß ich Bücher schreibe und ich fing schon an mich zu langweilen, denn ich bin durchaus keine Gelehrte.“

„Wer ist dieser Tito?“ fragte Rudolph.

„Staatssecretair im Departement der Finanzen des armen Krämerhauses Colonna, mit andern Worten der Sohn unsers ragionato. Der arme Junge! Weder über den St. Gotthard, noch über den Mont-Cenis, noch über den Simplon hat er gekonnt, und so hat er dann über Meer nach Marseille und durch Frankreich seinen Weg nehmen müssen. Endlich, nach drei Wochen, werden wir in Genf sein und nach unserer Bequemlichkeit leben. Nun, Rudolph,“ fuhr sie dann fort, indem sie die Trauer auf dem Antlitz des jungen Parisers sah, „ist der Genfer-See nicht eben so viel werth, wie der Vierwaldstätter?“

„Erlauben Sie mir, daß ich das schöne Bergmannsche Haus bedauern darf,“ sagte Rudolph, indem er auf die Landzunge vor demselben wies.

„Sie werden mit uns speisen, um Ihre Erinnerungen zu vermehren, povero mio!" sagte sie. „Es ist heute Fest, wir sind nicht mehr in Gefahr. Meine Mutter schreibt mir, daß wir spätestens in einem Jahre die Amnestie erhalten werden. Ach! la cara patria!"

Diese Worte brachten Gina zum Weinen und sie sagte:

„Noch einen Winter und ich wäre hier gestorben!"

„Armes kleines Reh von Sizilien!" sagte Francesca, indem sie mit einer Herzlichkeit über Gina's Haupt strich, daß Rudolph wünschte, eben so gestreichelt zu werden.

Die Barke landete. Rudolph sprang an das Ufer, reichte der Italienerin die Hand, führte sie an die Thür ihrer Wohnung und eilte dann, sich so schnell wie möglich umzukleiden.

29.

Zehntes Capitel der Novelle.

Neuer Wechsel.

Rudolph fand den Buchhändler mit seiner Frau auf der Galerie sitzen, aber konnte kaum seine Verwunderung verbergen, als er sah, welche Veränderung die willkommne Neuigkeit bei dem neunzigjährigen Greise hervorgebracht hatte. Er erblickte einen Mann von etwa sechzig Jahren, der noch rüstig genug war, einen dürren Italiener kerzengerade, wie ein lateinisches I, mit noch schwarzen, obschon etwas dünnen Haaren, aus deren Mitte ein weißer Schädel hervorblickte, mit lebhaften Augen, vollständigen und weißen

Zähnen, einem Cäsar-Gesichte und um den diplomatischen Mund ein feines Lächeln, ein fast falsches sardonisches Lächeln, unter dem der Mann von hoher Erziehung seine wahren Gefühle verbirgt.

„Hier ist mein Gemahl unter seiner natürlichen Gestalt," sagte Francesca mit Würde.

„Eine ganz neue Bekanntschaft," sagte Rudolph, ihr in die Rede fallend.

„Eine ganz neue," wiederholte der Buchhändler. „Ich hatte Komödie gespielt und weiß sehr gut mich zu verstellen. Ach! ich spielte in Paris zur Zeit des Kaiserreichs mit Bourrienne, Madame Mürat, Madame d'Abrantes è tutti quanti .... Alles, was man sich Mühe gegeben hat in seiner Jugend zu lernen, und wären es auch nichtsnutzige Dinge, das dient uns im Alter. Hätte meine Frau nicht eine männliche Erziehung genossen, ganz gegen den Geschmack in Italien, ich hätte Holzhauer werden müssen, um hier leben zu können. Povera Francesca! wer hätte mir sagen sollen, daß sie mich eines Tages ernähren würde!"

Als Rudolph diesen würdigen Buchhändler hörte, so beredt und so rüstig, glaubte er wieder an irgend eine Mystification und beobachtete das stumpfe Schweigen eines verdutzten Menschen.

„Che avete, signor?" fragte ihn in kindlicher Unschuld Francesca. „Betrübt Sie unser Glück?"

„Ihr Gatte ist ein junger Mann," flüsterte er ihr ins Ohr.

Sie lachte so offen und so laut auf, daß Rudolph noch bestürzter wurde.

„Er hat Ihnen nur fünfundsechzig Jahre anzubieten,"

versetzte sie; „aber ich versichere Sie, daß es doch noch Etwas giebt, was ... Sie ermuthigen kann.“

„Es thut mir leid, daß Sie mit einer Liebe spielen, die so heilig ist, wie die, deren Bedingungen Sie selbst festgestellt haben.“

„Zitto!“ machte sie, mit dem Fuße stampfend und auf ihren Gatten blickend, der sie anschaute. „Beunruhigt nie die Ruhe dieses theuern Mannes, der ehrlich ist wie ein Kind und mit dem ich mache, was ich will. Er steht,“ fuhr sie fort, „unter meinem Schutze. Wenn Sie wüßten, mit welchem Edelmuthe er sein Leben und sein Vermögen auf das Spiel gesetzt hat, weil ich eine Freiheitsheldin war! denn er theilt meine politischen Ansichten nicht. Heißt das nicht lieben, das, Herr Franzose? Aber sie sind so in seiner Familie. Dem jüngern Bruder Emilio's wurde seine Geliebte um eines liebenswürdigen jungen Mannes willen untreu. Da rannte er sich den Degen durch das Herz, nachdem er zehn Minuten vorher seinem Kammerdiener gesagt hatte:

„Ich würde meinen Nebenbuhler tödten; aber das könnte der Göttlichen zu viel Kummer verursachen.“

Diese Mischung von Hoheit und Scherz, von Größe und Kindereien, machte Francesca in diesem Augenblicke zum anziehendsten Wesen von der Welt. Das Mittagessen, so wie die Abendmahlzeit wurde durch eine Heiterkeit belebt, welche durch die wiedererlangte Freiheit der beiden Flüchtlinge gerechtfertigt wurde, die aber Rudolph traurig machte.

30.

Elftes Capitel der Novelle.

Noch immer Räthsel.

„Sollte sie leicht sein?“ fragte er sich, als er wieder in das Stopfersche Haus getreten war. „Sie nahm Theil an meinem Kummer, aber ich kann ihre Freude nicht theilen.“ Er zürnte mit sich, aber rechtfertigte die jugendliche Frau.

„Sie ist ganz ohne Eifersucht und überläßt sich ihren Neigungen,“ sagte er wieder zu sich, „und ich möchte sie wohl wie eine Pariserin haben.“

Die nächsten fünf Tage brachte Rudolph im Bergmannschen Hause zu, indem er Francesca beobachtete. Der junge Franzose erkannte in der Italienerin ein unbesonnenes junges Mädchen, die wahre Natur eines noch ununterjochten Weibes, welche jetzt mit ihrer Liebe kämpft und dann wieder sich gehen läßt. Der Greis ging mit ihr um, wie ein Vater mit seiner Tochter, und Francesca bewies ihm eine Dankbarkeit, die tief aus ihrem Herzen kam und ihren angebornen Adel bewies. Dieses Verhältniß war für Rudolph ein unerforschliches Räthsel, dessen Lösung ihn aber mehr und mehr fesselte.

Diese letzten Tage vergingen unter stillen häuslichen Festlichkeiten, gemischt mit Schwermuth, Widerspenstigkeiten und kleinen Zänkereien, welche indeß reizender waren, als die Stunden, in denen Rudolph und Francesca einander entgegen kamen.

„Sie lieben den Aufwand sehr,“ sagte an einem Abende

Rudolph zu Francesca, als sie den Wunsch aussprach, Gersau bald zu verlassen, wo ihr so Manches fehlte.

„Ich liebe den Luxus, wie ich die Künste liebe, wie ein schönes Gemälde von Raphael, ein schönes Pferd oder den Busen von Neapel. Emilio,“ fuhr sie dann an diesen sich wendend fort, „habe ich mich je hier beklagt während der Tage unsers Elends?“

„Da hättest Du Dich sebst verleugnen müssen,“ sagte ernst der alte Buchhändler.

„Ueberhaupt, ist es nicht Bürgerlichen natürlich, nach Hoheit zu streben?“ fragte sie weiter, einen etwas boshaften Blick auf Rudolph und dann auf ihren Gatten werfend. „Sind meine Füße“ — sie setzte ihre beiden niedlichen kleinen Füßchen vor — „zu Anstrengungen geschaffen? Meine Hände“ — sie reichte Rudolph eine Hand hin — „sind sie zur Arbeit gemacht? Laß uns allein,“ sagte sie dann zu ihrem Gatten, „ich will mit ihm sprechen.“

Der Greis ging mit edler Leutseligkeit in den Salon; er konnte auf seine Frau vertrauen.

„Ich will nicht,“ sagte sie dann zu Rudolph, „daß Sie uns nach Genf begleiten. Genf ist eine klatschhafte Stadt. Obgleich ich über die Redereien der Welt erhaben bin, so will ich doch nicht verleumdet werden, nicht meinetwegen, sondern seinetwegen. Ich setze meinen Stolz in den Ruhm dieses Greises, der mein einziger Beschützer ist, nachdem mich Alles verlassen. Wir reisen ab, Sie aber bleiben noch einige Tage hier. Wenn Sie nach Genf kommen, so besuchen Sie zuerst meinen Gemahl, er mag Sie dann mir vorstellen. Wir wollen unsere unwandelbare und ewige Zuneigung vor den Augen der Welt verbergen. Ich liebe Sie, Sie wissen

es, aber nur auf diese Weise werde ich es können. Sie werden in meinem Betragen, wie es auch sein mag, nichts entdecken, was Ihre Eifersucht erwecken könnte."

„Sie zog ihn an die Ecke der Galerie, nahm ihn beim Kopf, küßte ihn auf die Stirn und entschlüpfte dann schnell, ihn verwirrt zurücklassend.

Am folgenden Tage erfuhr Rudolph, daß die Fremden aus dem Bergmannschen Hause mit Tagesanbruch abgereis't wären. Sein Aufenthalt in Gersau erschien ihm von nun an unerträglich und er reis'te auf dem größten Umwege nach Vevay, denn er trat seine Abreise früher an, als er sollte.

31.

Zwölftes Capitel der Novelle.

Die Fürstin Gandolfini.

Rudolph kam gegen Ende des Monats October in Genf an. Um die Unannehmlichkeiten der Stadt zu vermeiden, bezog er ein Haus vor den Thoren. Kaum hatte er sich hier eingerichtet, als seine erste Sorge war, seinen Hauswirth, einen alten Juwelier, zu fragen, ob sich nicht vor Kurzem italienische Flüchtlinge aus Mailand in Genf niedergelassen hätten.

„Das ich nicht wüßte," antwortete sein Wirth. „Wohl aber haben der Fürst und die Fürstin Colonna aus Rom auf drei Jahr das Landhaus des Herrn Jeanrenaud, eins der schönsten am See, gemiethet. Es liegt zwischen der Villa

Diodati und dem Landhause des Herrn Casin de=Dieu, welches die Vicomtesse de Beauséant gemiethet hat. Der Fürst Colonna ist hierher gekommen wegen seiner Tochter und seines Schwiegersohns, des Fürsten Gandolfini, eines Neapolitaners oder vielmehr Sizilianers, eines alten Hofmanns des Königs Murat und Opfers der letzten Revolution. Diese sind die letzten, welche nach Genf gekommen sind, aber keine Mailänder. Es hat gewaltiger Bemühungen bedurft und der Fürsprache des Papstes für die Familie Colonna, ehe der Fürst und die Fürstin Gandolfini von den auswärtigen Mächten und dem König von Neapel die Erlaubniß haben erlangen können, sich in Genf niederzulassen. Und Genf mag nichts gegen den Willen der verbündeten Mächte, denen es seine Unabhängigkeit verdankt, unternehmen. Unsere Aufgabe ist nicht, uns den fremden Höfen entgegenzustellen, denn es wohnen viele Fremde hier: Russen, Engländer ...."

„Sogar Genfer!"

„Ja, mein Herr! Unser See ist so schön! Lord Byron wohnte hier ungefähr sieben Jahr in der Villa Diodati, welche jetzt Jedermann besucht, wie Coppet oder Ferney."

„Sie könnten wohl nicht erfahren, ob seit einer Woche ein Buchhändler aus Mailand, Namens Lamporani, einer der Häupter der letzten Verschwörung, mit seiner Frau hierher gekommen ist."

„Ich kann es erfahren, wenn ich auf das Fremden=Bureau gehe," sagte der alte Juwelier.

Der erste Ausflug Rudolphs hatte natürlich die Villa Diodati zum Ziel, diesen Wohnsitz des Lord Byron, dem der erst kürzlich erfolgte Tod des großen Poeten einen noch größern Reiz verlieh; denn der Tod ist der Opferaltar des

Genies. Der Weg, welcher von Eaux=Vives, denn hier lag Rudolphs Wohnung, an dem Ufer des Genfer=Sees hinführt, ist, wie alle Wege in der Schweiz, schon an und für sich enge genug, aber an manchen Stellen läßt die felsige Beschaffenheit der Umgebungen kaum Raum genug, daß zwei Fahrzeuge sich ausweichen können. Einige Schritt von dem Landhause des Herrn Jeanrenaud, in dessen Nähe er angelangt war, ohne es zu wissen, hörte Rudolph hinter sich das Rasseln eines Wagens, und da er sich eben in einer Art Engpaß befand, so erkletterte er die Spitze eines Felsblocks, um den Weg frei zu lassen. Er sah eine elegante Kalesche nahen, vor die zwei prachtvolle Engländer gespannt waren. Er glaubte zu träumen, als er in der Kalesche Francesca, auf das Prachtvollste gekleidet, erblickte, und ihr zur Seite eine alte Dame, deren Züge steif waren, als wären sie auf eine Kamee geschnitten. Ein Jäger, funkelnd von Goldtressen, stand hinten auf. Francesca erkannte Rudolph und lächelte, als sie ihn wie eine Statue auf ihrem Piedestal erblickte. Die Kalesche, welche der Verliebte mit seinen Augen verfolgte, bog um eine Anhöhe und fuhr durch den Thorweg auf den Hof eines Landhauses, welches auch er bald erreichte.

„Wer wohnt hier?“ fragte er den Gärtner.

„Der Fürst und die Fürstin Colonna, nebst dem Fürst und der Fürstin Gandolfini.“

„Waren es nicht die Fürstinnen, welche eben hineinfuhren?“

„Ja, mein Herr.“

Ein Schleier fiel von Rudolphs Augen: er sah klar in die Vergangenheit.

32.

Dreizehntes Capitel der Novelle.

Liebesnoth.

„Vorausgesetzt,“ sagte endlich der vom Blitz getroffene Liebhaber zu sich selbst, „daß dieses ihre letzte Mystification ist.“

Er zitterte vor Aerger, daß er der Spielball einer Caprice gewesen war, denn er hatte schon gehört, was ein capriccio nach den Ansichten einer Italienerin sei. Aber, welches Verbrechen mußte er nicht in den Augen einer Frau begangen haben, daß er sie, die aus Fürstenblute entsprossene Fürstin, für eine Bürgerliche hielt, daß er die Tochter einer der berühmtesten Familien des Mittelalters für die Frau eines Buchhändlers ansah! Das Gefühl seiner Fehler verdoppelte bei Rudolph den Wunsch, zu erfahren, ob man ihn wohl erkennen oder zurückweisen werde. Er überschickte dem Fürsten Gandolfini eine Karte und wurde sogleich von dem falschen Lamporani empfangen, der ihm entgegenkam, ihn mit außerordentlicher Herzlichkeit und neapolitanischer Freundlichkeit überhäufte und auf eine Terrasse führte, von der man Genf, den Jura mit seinen von Villen bedeckten Anhöhen und die Ufer des Sees in einer großen Ausdehnung erblickte.

„Meine Frau ist, wie Sie finden, den Seeen treu,“ sagte er, nachdem er seinem Gaste die Gegend gezeigt hatte. „Wir haben heute Abend eine Art Concert,“ fuhr er dann fort, als er gegen das prachtvolle Wohnhaus zurückkehrte, „ich hoffe, daß Sie uns, der Fürstin und mir, die Freude

machen werden, sich dazu einzufinden. Einen Monat das Elend mit tragen helfen, vereint stärker, als Jahre der Freundschaft.“

Obgleich gepeinigt vom Verlangen, die Fürstin zu sehen, wagte Rudolph doch nicht, darum zu bitten, sondern kehrte nach Eaux-Vives zurück, an nichts denkend, als an die Abendunterhaltung. In den letzten Stunden war seine Liebe, so groß sie auch schon vorher gewesen war, doch noch gewachsen durch seine Angst und durch die Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Er begriff indeß die Nothwendigkeit, sich in Glanz zu werfen, um seiner Angebeteten nicht zu fern zu stehen. Francesca wurde in seinen Augen noch größer durch die Ungebundenheit und die Einfachheit, welche sie bei ihrem Betragen in Gersau gezeigt hatte. Die natürliche Hoheit der Fürstin Colonna machte Rudolph zittern, dazu kam noch, daß Francesca's Vater und Mutter ihm feindselig gegenüberstehen mußten, so konnte er wenigstens glauben, und das geheimnißvolle Schweigen, welches ihm die Fürstin Gandolfini anbefohlen, erschien ihm ebenfalls als eine der schrecklichsten Liebes-Proben.

Endlich schlug es neun Uhr. Rudolph konnte in den Wagen steigen und mit einer leicht begreiflichen Herzensbewegung dem Kutscher zurufen:

„Nach dem Landhause des Herrn Jeanrenaud, zu dem Fürsten Gandolfini.“

Endlich trat er in den Saal, der voll Fremde vom höchsten Range war, und wo er in einer Gruppe nahe der Thür stehen bleiben mußte, denn man sang eben ein Duo von Rossini.

Endlich konnte er Francesca sehen, aber ohne von ihr

gesehen zu werden. Sie stand zwei Schritt vom Flügel. Ihre wunderschönen Haare, in solcher Fülle und so lang, wurden von einem goldnen Reif zusammengehalten. Ihre Gestalt, erleuchtet von den Kerzen, strahlte in dem Glanze, der den Italienerinnen eigen ist und erst beim Kerzenlichte seine ganze Wirkung hervorbringt. Sie war im Ballcostüme und ihre prächtigen, bezaubernden Schultern waren entblößt, so wie ihre Arme, die von der Schönheit waren, wie man sie nur bei antiken Statuen antrifft. Und keine der andern Frauen hätte ihrer erhabenen Schönheit den Rang streitig machen können, obgleich reizende Engländerinnen und Russinnen, die niedlichen Frauen von Genf und auch noch einige Italienerinnen zugegen waren, unter welchen letztern die hohe Fürstin Varese und die berühmte Sängerin Tinti, welche gerade sang, besonders hervorleuchteten.

33.

Vierzehntes Capitel der Novelle.

Die Wiedererkennung.

Rudolph, gelehnt gegen einen Pfosten der Thür, sah die Fürstin an, indem er auf sie jenen festen, durchdringenden Blick richtete, in welchem der ganze menschliche Wille wie in einem Brennpunkte vereint scheint, und der die Natur eines unwiderstehbaren Befehls annimmt. Erreichte die Flamme dieses Blicks Francesca? Oder erwartete sie von Augenblick zu Augenblick Rudolph zu sehen. Nach einigen Minuten richtete sie einen Blick gegen die Thür und

ihre Augen trafen auf die Rudolphs. Ein leichter Seufzer hob ihre schöne Brust, aber ihr kräftiger Geist wußte denselben schnell zu unterdrücken. Francesca erröthete. Wie sollte Rudolph sein Glück fassen: er wurde geliebt! Die hohe Fürstin hielt in der Mitte der vornehmen Welt, in dem schönen Hause Jeanrenauds das Wort, welches die arme Verbannte, die launenhafte Frau im Bergmannschen Hause gegeben hatte. Die Trunkenheit eines solchen Augenblicks legt Sklavenfesseln für das ganze Leben an. Ein feines, triumphirendes Lächeln spielte um den Mund der Fürstin, welche in einem Augenbliicke, wo sie sich nicht beobachtet glaubte, Rudolph anblickte, indem sie ihn um Verzeihung zu bitten schien, daß sie ihn hinsichtlich ihrer Lage getäuscht habe.

Das Duo war vorüber und Rudolph konnte bis zu dem Fürsten vordringen, der ihn mit höchstem Anstande seiner Frau vorstellte. Rudolph wechselte die Ceremonien einer förmlichen Vorstellung mit dem Fürsten Colonna und Francesca. Als diese Förmlichkeiten vrrüber waren, mußte die Fürstin in dem berühmten Quartett Mi manca la voce mitsingen, welches außer ihr von der Tinti, dem herrlichen Tenorist Genovese und einem italienischen Fürsten ausgeführt wurde, welcher Letztere ebenfalls damals in der Verbannung lebte und der, wäre er nicht Fürst gewesen, ein König des Gesanges geworden wäre.

„Lassen Sie sich hier nieder," sagte Francesca zu Rudolph, indem sie ihm ihren eignen Stuhl anbot. „Oime! ich glaube, daß hier eine Namenverwechselung stattfindet, denn seit einem Augenblick bin ich die Fürstin Rudolphini."

Die Anmuth, der Reiz und die Natürlichkeit, womit

diese Worte ausgesprochen wurden, riefen dem, an welchem das unter einem Scherz versteckte Geständniß galt, die glücklichen Tage von Gersau zurück. Rudolph empfand das wonnige Entzücken, die Stimme eines angebeteten Weibes zu hören, das sich ihm so nahe befand, daß die eine seiner Wangen fast von dem Widerschein ihres Gewandes und Shawls geröthet wurde. Und wenn in einem solchen Augenblicke noch **mi manca la voce** von den vier schönsten Stimmen Italiens gesungen wird, so begreift es sich wohl, wenn Thränen aus den Augen Rudolphs stürzten.

34.

Funfzehntes Capitel der Novelle.

Betrachtungen, welche dem Leser mehr oder minder angenehm sein werden.

In der Liebe, wie vielleicht bei jeder andern Sache, kommen gewisse Thatsachen vor, welche an und für sich geringfügig sind, aber das Resultat von tausend vorhergegangenen Kleinigkeiten sind und deren Gewicht daher unberechenbar wird, indem sie die Vergangenheit mit der Zukunft verbinden. Man hat tausend Mal den Werth der geliebten Person gefühlt, aber ein Nichts, der vollkommne Einklang, der sich vielleicht auf einem Lustgange durch ein Wort, einen unerwarteten Beweis, kund giebt, steigert das Gefühl zu seinem höchsten Grade.

Diese erneuerte Bekanntschaft zwischen Rudolph und Francesca, im Angesicht der Welt, war ein solcher wichtiger

Punkt, der die Vergangenheit mit der Zukunft verbindet, der die wahre Zuneigung noch mehr im Herzen befestigt.

Nach dem Vergnügen, ein geliebtes Weib selbst zu bewundern, kommt das, sie von Allen bewundert zu sehen. Rudolph hatte also ein doppeltes Vergnügen auf ein Mal. Die Liebe ist eine Schatzkammer der Erinnerungen, und obschon die Rudolphs bereits gefüllt waren, so kamen doch jetzt noch köstliche Perlen hinzu: Lächeln, das nur ihm galt, verstohlene Blicke, Gesangesstellen, welche Francesca passend auf ihn anwandte, und die so vielen Beifall erlangten, daß die Tinti blaß vor Neid wurde.

Aber Rudolph liebte auch, wie nur eine Frau verlangen kann, geliebt zu werden, mit einer Kraft, einer Beständigkeit, einer Anhänglichkeit, welche aus Francesca einen Theil seines eignen Herzens machte; er fühlte sie seinem Blute beigemischt, wie ein reineres Blut, seiner Seele, wie eine vollkommnere Seele. Mit einem Worte, Rudolphs Gefühle waren voll von Hoffnung.

35.

Sechzehntes Capitel der Novelle.

Was die Fürstin zu einer anbetungswürdigen Frau machte.

Nach einigen Tagen erkannte die Fürstin diese ungeheure Liebe; aber sie fand dieselbe so natürlich, so wohl zwischen Beiden getheilt, daß sie gar nicht erstaunte: sie war ja ihrer würdig.

„Was ist dabei überraschend?“ fragte sie Rudolph, als sie mit ihm auf der Terrasse ihres Gartens sich erging und ihn eben in einer jener närrischen Gemüthsbewegungen antraf, die den Franzosen so natürlich sind; „was ist da zu verwundern, wenn Sie eine junge und hübsche Frau lieben, welche geschickt genug ist, um sich ihren Lebensunterhalt wie die Tinti erwerben zu können und der Eitelkeit einige Befriedigung zu gewähren vermag? Welcher Tölpel sollte da nicht zum Amadis werden? Darum handelt es sich aber nicht bei uns, es handelt sich bei uns darum, daß wir uns mit Beständigkeit, mit Hartnäckigkeit und Dauerhaftigkeit lieben, ohne daß wir während vieler Jahre vielleicht eine andere Freude kennen lernen könnten, als die, uns gegenseitig geliebt zu wissen.“

„Ach!“ entgegnete Rudolph, „werden Sie nicht meine Treue ganz ohne Verdienst finden, wenn Sie wissen, daß ein verzehrender Ehrgeiz mich anspornt? Glauben Sie, ich könnte von Ihnen verlangen, daß Sie einst den schönen Namen einer Prinzessin Gandolfini mit dem Namen eines Mannes vertauschen sollten, der nichts ist? Ich will einer der berühmtesten Männer meines Vaterlandes werden! ich will reich und mächtig werden, auf daß Sie auf meinen Namen eben so stolz sein können, wie auf den Namen Colonna.“

„Ich würde sehr betrübt sein, wenn ich dieses Streben nicht in Ihrem Herzen fände,“ erwiederte sie mit einem reizenden Lächeln. „Aber reiben Sie sich in Ihren ehrgeizigen Bestrebungen nicht auf, erhalten Sie Ihre Jugend. Man sagt, daß die Staatskunst einen Mann sehr schnell alt mache.“

Was man sehr selten bei Frauen findet, ist eine gewisse Fröhlichkeit, welche der Liebe keinen Abbruch thut. Diese Mischung von tiefem Gefühl und jugendlicher Thorheit verlieh in diesem Augenblicke der Fürstin neue unwiderstehliche Reize. Darin lag der Schlüssel zu ihrem Charakter: sie lachte und war gerührt, sie schwärmte und kehrte wieder zu einem leichten Scherzen zurück mit einer Ungebundenheit, einer Leichtigkeit, welche sie zu der reizenden und lieblichen Erscheinung machten, die schon in ganz Italien gebührende Anerkennung gefunden hatte.

Sie barg unter ihren weiblichen Reizen eine tiefe Bildung, welche sie ihrem einförmigen und gleichsam eintönigen Leben im alten Schlosse der Colonna verdankte. Die reiche Erbin war anfangs für das Kloster bestimmt, da sie das vierte Kind war, das der Fürst Colonna von seiner Gemahlin empfing; aber der Tod ihrer beiden Brüder und ältern Schwester zog sie plötzlich aus ihrer Zurückgezogenheit hervor zu einer der glänzendsten Verbindungen, die je im Kirchenstaate geschlossen waren. Da ihre ältere Schwester dem Fürsten Gandolfini, einem der reichsten Grundeigenthümer in Sizilien, versprochen gewesen war, so wurde Francesca ihm gegeben, um in den Familienangelegenheiten keine Aenderung hervorzubringen. Die Colonna und Gandolfini waren stets durch Wechselheirathen verbunden gewesen. Von ihrem neunten bis zum sechzehnten Jahre hatte Francesca unter Leitung eines Haushofmeisters die ganze Bibliothek der Colonna durchgelesen, um durch die Beschäftigung mit den Wissenschaften und Künsten ihrer glühenden Phantasie eine andere Richtung zu geben. Aber sie hatte durch ihre Studien den Geist der Unabhängigkeit und die freisinnigen

Grundsätze erlangt, welche sie und ihren Gemahl in die Revolution verwickelten. Rudolph wußte noch nicht, daß Francesca außer fünf lebenden Sprachen auch Griechisch und Lateinisch verstand. Dieses reizende Wesen hatte außerordentlich wohl begriffen, daß es für eine Frau erste Bedingung der Bildung ist, diese nicht glänzen zu lassen.

36.
Siebzehntes Capitel der Novelle.
Ein Sturm bei heiterm Himmel.

Rudolph blieb den ganzen Winter in Genf. Dieser Winter verging wie ein Tag. Als der Frühling kam, fühlte der Verliebte ungeachtet der ausgesuchten Zerstreuungen, welche die Gesellschaft einer geistreichen, außerordentlich gebildeten jungen und verliebten Frau gewährt, dennoch eine unendliche Pein, die er zu jeder andern Zeit mit Muth ertragen haben würde, die sich jetzt aber in seinen Zügen, seinen Handlungen und Reden offenbarte, weil er glaubte, daß Francesca sie nicht mit ihm theile. Bisweilen zürnte er, wenn er die Ruhe der Geliebten erblickte, welche nach Art der Engländerinnen aus Eigenliebe ihren gleichgiltigen Blick zu behaupten schien. Er klagte sie der Gefühllosigkeit an, weil er das Vorurtheil hatte, eine Italienerin müsse ihre Gefühle mit fieberhafter Hitze ausdrücken.

„Ich bin eine Römerin!" antwortete ihm eines Tages Francesca würdevoll, indem sie einige Scherze, die Rudolph über den erwähnten Punkt vorbrachte, ernst auffaßte.

Es lag in dem Ausdruck der Antwort eine Tiefe, welche ihr den Anschein einer grausamen Ironie gab und Rudolph zittern machte. — Der Monat Mai schmückte die Erde mit jugendlichem Grün, die Sonne schien warm, wie mitten im Sommer. Die beiden Liebenden lehnten sich an eine steinerne Balustrade, welche sich an der einen Seite der Terrasse befand, da wo diese sich auf einen steilen Abhang am See erstreckte. Von der benachbarten Villa nahete eine Barke, unter deren carminrothem Baldachin eine junge Frau saß, während ein junger als Matrose gekleideter Mann an ihrer Seite mit Kraft und Anstand das Ruder führte.

„Die sind glücklich," sagte Rudolph mit bitterer Betonung seiner Worte. „Clara v. Burgund, die letzte aus dem Hause, das sich allein mit dem französischen Königshause messen konnte. ...."

„Ach, sie stammt aus einem Bastardzweige und noch dazu in weiblicher Linie. ...."

„Ist aber doch Vicomtesse von Beauseant und hat nicht ..."

„Bedenken getragen sich mit Herrn Gaston de Rueil zu begraben, nicht wahr?" versetzte die Tochter der Colonna. „Sie ist nur eine Französin und ich bin eine Italienerin."

Francesca verließ die Balustrade, ließ Rudolph dort und begab sich an das andere Ende der Terrasse, von wo man eine weite Aussicht über den See hat. Rudolph sah sie langsam gehen und befürchtete diese so unschuldige und doch so verständige, so stolze und so demüthige Seele beleidigt zu haben. Ihn fröstelte und er folgte Francesca, allein diese winkte ihm, daß er zurückbleiben möchte; er beachtete

aber den Wink nicht, sondern überraschte sie, als sie ihre Thränen trocknete. Thränen bei einer so kräftigen Natur!

„Francesca!“ sagte er, indem er ihre Hand ergriff, „ist nur eine Spur von Mitleid in Deinem Herzen?“

Sie schwieg, machte ihre Hand frei, mit der sie das Taschentuch hielt und trocknete aufs Neue ihre Augen.

„Verzeihung!“ sagte er, schwang sich an sie heran und küßte die Thränen von ihren Augen.

Francesca bemerkte diese leidenschaftliche Handlung nicht, so gerührt war sie. Rudolph glaubte an eine Einwilligung und wurde kühner; er schlang seine Arme um die Reizende, drückte sie an sein Herz und einen Kuß auf ihre Lippen; da wand sie sich mit einer stolzen Bewegung der beleidigten Scham aus seinen Armen, trat zwei Schritte zurück und sagte zürnend, aber entschlossen:

„Heute Abend reisen Sie ab; erst in Neapel sehen wir uns wieder.“

So grausam auch der Befehl war, Rudolph gehorchte, denn Francesca wollte es.

37.

Schluß der Novelle.

Als Rudolph nach Paris zurückkam, fand er in seiner Wohnung das Bild der Fürstin Gandolfini, von Schinner mit der ganzen Meisterschaft dieses Künstlers gezeichnet. Schinner war auf seiner Reise nach Italien durch Genf gekommen. Da er sich durchaus bei mehren Damen geweigert

hatte, sie abzumalen, so glaubte Rudolph nicht, daß der Fürst, welcher das Bild seiner Gemahlin gern hatte haben wollen, das Widerstreben des berühmten Malers habe überwinden können, sondern vermuthete, daß Francesca ihn überredet habe und, was fast an das Wunderbare grenzte, eine Copie für Emilio, ein Original für Rudolph erlangt habe. Ein liebevoller Brief von Francesca bestätigte diese Vermuthung. Rudolph antwortete und es begann so, um nie wieder zu endigen, ein Briefwechsel zwischen Rudolph und Francesca, durch den sich die Beiden für die Trennung entschädigten, welche die Schicklichkeit ihnen auferlegte.

Rudolph, Beute einer Ehrsucht, welche durch seine Liebe geheiligt wurde, versuchte sogleich sein Glück in einem Unternehmen, auf das er alle seine Kräfte und Capitalien verwandte. Aber mit der Unerfahrenheit der Jugend hatte er gegen Erfahrung und Ueberlegenheit zu kämpfen und erlag. Drei Jahre, drei Jahre voll kühner Anstrengungen waren verloren.

Der Minister Villèle unterlag auch, als Rudolph unterlag. Der unerschrockene Verliebte dachte nun bei der Staatsverwaltung zu erkämpfen, was er bei seinem ersten Unternehmen nicht hatte erreichen können. Aber ehe er sich noch in die stürmischen Wogen dieser Laufbahn hineingestürzt hatte, war er schon vernichtet und ging nach Neapel, um dort seine Wunden verbinden zu lassen, dort neue Kräfte zu schöpfen, wo der Fürst und die Fürstin Gandolfini von dem Könige wieder in ihre Rechte und Besitzungen eingesetzt waren. Das war ein sanfter Ruheplatz inmitten seiner Kämpfe; er brachte drei Monate in der Villa Gandolfini, der Wiege seiner Hoffnungen, zu.

Dann begann Rudolph von Neuem an dem Tempel seines Glücks zu bauen. Schon waren seine Talente berühmt geworden, er glaubte endlich die Wünsche seines Ehrgeizes in Erfüllung gehen zu sehen, ein wichtiger Posten war seinem Eifer versprochen zur Belohnung seiner Treue und geleisteter Dienste — da brach der Julisturm 1830 aus und sein Nachen strandete von Neuem.

Sie und Gott! das sind die beiden Zeugen der muthigsten Anstrengungen, der kühnsten Unternehmungen eines jungen Mannes, der wohl mit Talenten begabt ist, dem aber zur Unterstützung der Gott der Thoren, das Glück, fehlt. Aber der unermüdliche Kämpfer, aufrecht erhalten in den Stürmen seines Lebens durch die Liebe, beginnt neue Kämpfe und in seiner Nacht leuchtet ihm ein freundlicher Stern — ein treues Herz.

Liebende Seelen! betet für ihn!

38.

Der Eindruck.

Als Fräulein v. Watteville diese Erzählung beendigt, oder vielmehr verschlungen hatte, glühten ihre Wangen und schlug ihr Puls fieberhaft. Sie weinte, aber vor Wuth. Diese Novelle, nach dem Zuschnitt der damaligen Modeliteratur, war das Erste der Art, was Philomene hatte lesen dürfen; die Liebe war darin wenn auch nicht von Meisterhand gezeichnet, doch von einem Manne, der seine eignen Empfindungen wiedergeben zu können schien, und die Wahr=

heit, war sie auch ungelenk, mußte doch ein noch völlig jungfräuliches Herz rühren.

Darin lag das Geheimniß der gewaltigen Gemüthsbewegung, des Fiebers, der Thränen Philomenens; sie war eifersüchtig auf Francesca Colonna. Sie zweifelte nicht an Alberts Aufrichtigkeit: er hatte sich das Vergnügen gemacht, die Geschichte seiner Liebe zu erzählen, indem er ohne Zweifel den Personen, vielleicht auch den Orten, falsche Namen gab. Philomene wurde von wahrhaft höllischer Neugierde geplagt. Und welche Frau hätte nicht, gleich ihr, den wahren Namen der Nebenbuhlerin erfahren mögen, denn sie war wirklich verliebt. Als sie die für sie so ansteckenden Seiten gelesen hatte, rief sie feierlich aus: Ich liebe! Sie liebte Albert und empfand in ihrem Herzen eine unwiderstehliche Lust, ihn der unbekannten Nebenbuhlerin streitig zu machen, zu entreißen. Da gedachte sie, daß sie nicht musikalisch und nicht schön sei.

„Er wird mich nie lieben!“ sagte sie.

Diese Ahnung verdoppelte indeß ihr Verlangen, zu erfahren, ob sie sich nicht täuschte, ob Albert wirklich eine italienische Fürstin liebte und von ihr geliebt werde. Während dieser traurigen Nacht entwickelte sich der Geist des raschen Entschlusses, welcher den berüchtigeen Watteville auszeichnete, auch in seiner Erbin. Sie ging von jenen bizarren Plänen aus, um welche sich gewöhnlich die Einbildungskraft junger Mädchen dreht, wenn sie, mitten in der Einsamkeit, in der manche unkluge Mütter sie zurückhalten, plötzlich von einem überraschenden Ereignisse aufgeschreckt werden, welches das Unterdrückungs-System, unter dem sie seufzten, weder voraussehen, noch verhindern konnte. Sie gedachte

mittelst einer Leiter von dem Kiosk hinabzusteigen in den Garten des Hauses, welches Albert bewohnte, den Schlummer des Advocaten zu benutzen, um durch die Fenster zu erblicken, wie es in dem Innern seines Kabinets aussehe. Sie gedachte an ihn zu schreiben, die Fesseln der Besançonner Sitte zu zerbrechen, indem sie Albert in den Salon des Hôtels de Rupt einführte. Dieses Unternehmen, welches selbst dem Abbé de Grancey als ein Meisterstück der Unmöglichkeit vorgekommen sein würde, schien ihr ganz leicht zu sein.

„Ach!“ sagte sie zu sich, „mein Vater hat einen Streit wegen seiner Besitzung Rouxey! Ist deßwegen noch kein Proceß ausgebrochen, so werde ich das Feuer anschüren, und dann wird mein lieber Albert Zutritt in unserm Salon haben!“ Mit diesen Worten sprang sie aus dem Bette und eilte an das Fenster, um zu sehen, ob die Fenster Alberts schon erleuchtet wären. Aber es schlug ein Uhr — er schlief noch.

„Ich will ihn sehen, wenn er aufsteht, vielleicht kommt er an das Fenster!“

In diesem Augenblicke war Fräulein v. Watteville Zeugin eines Ereignisses, welches ihr die Mittel verschaffen mußte, hinter die Geheimnisse Alberts zu kommen.

39.

Nutzen der Kiosks.

Alles schlief. Beim Scheine des Mondes erblickte Philomene zwei Arme, welche sich aus dem Kiosk hervorreckten und Jerome, dem Bedienten Alberts, halfen, über die Mauer zu steigen und in den Kiosk zu schlüpfen. Philomene erkannte sogleich, daß Mariette, die Kammerfrau, Eigenthümerin jener beiden Arme wäre.

„Mariette und Jerome!“ sagte sie zu sich. „Mariette! ein so häßliches Mädchen! Wahrlich, die sollten sich vor einander schämen.“

Wenn auch Mariette sehr häßlich und dabei sechsunddreißig Jahr alt war, so besaß sie doch ein Erbtheil von einigen Äckern Land. Auch war sie seit siebzehn Jahren im Hause der Frau v. Watteville, von der sie wegen ihrer Frömmigkeit, Rechtschaffenheit und langen Dienstzeit sehr geschätzt wurde, und hatte sich während dieser siebzehn Jahre gewiß auch Manches erspart und manchen Gewinnst zu machen gewußt. Bedachte man, daß sie funfzehn Louisd'or jährlich erhielt, so mußte man, Alles stets wohl angelegt, Zinsen von Zinsen gerechnet und die Einnahme von den Aeckern dazu gezählt, ihr Vermögen auf mindestens funfzehntausend Franks anschlagen. In den Augen Jeromes kehrten funfzehntausend Franks alle Gesetze der Optik um, er fand, daß Mariette einen schönen Wuchs habe, er sah nicht mehr die Löcher und Narben, welche eine häßliche Blatternseuche auf ihrem platten und dürren Antlitz zurückgelassen hatte, der schiefe Mund schien ihm gerade; und seit er in den Dienst

des Advocaten Savaron gekommen und so dem Hôtel de Rupt näher gerückt war, hatte er die vollständige Eroberung der frommen Kammerfrau gemacht, die so starr und so spröde wie ihre Herrin war, und, nach Art aller veralteten häßlichen Jungfern größere Ansprüche machte, als die schönsten jungen Mädchen.

Wenn jetzt die nächtliche Scene im Kiosk für hellsehende Leute hinreichend erklärt ist, so war sie es doch nicht für Philomene, die darum nichts desto weniger die gefährlichste aller Belehrung durch sie erhielt, die Belehrung durch das böse Beispiel. Eine Mutter erzieht ihre Tochter auf das Strengste, beschirmt sie noch im siebzehnten Jahre unter ihren Flügeln, und in einer Stunde vernichtet eine Magd das lange und mühsame Werk manchmal durch ein Wort, durch eine Bewegung.

Philomene legte sich wieder zu Bett, aber nicht ohne an den Vortheil zu denken, den sie aus ihrer Entdeckung ziehen konnte.

Am folgenden Morgen ging sie in Begleitung Mariettens in die Messe, denn die Baronin war unwohl. Philomene ergriff auf dem Wege die Hand ihrer Kammerfrau, was diese sonderbar überraschte.

„Mariette,“ sagte sie zu ihr, „besitzt Jerome das Vertrauen seines Herrn?“

„Ich weiß nicht, mein Fräulein.“

„Spiele nicht die Unschuldige in meiner Gegenwart,“ antwortete Philomene trocken. „Du hast Dich heute Nacht in dem Kiosk von ihm umarmen lassen und ich wundere mich nun nicht mehr, daß Du meiner Mutter hinsichtlich der

Verschönerungen, welche sie an dem Kiosk noch anzubringen gedenkt, so viel Beifall schenkst."

Philomene fühlte, daß Mariettens Hand in der ihrigen zitterte.

„Ich will Dein Unglück nicht," fuhr sie dann fort, „beruhige Dich. Ich werde meiner Mutter kein Wort sagen und Jerome kann Dich besuchen, so oft er will."

„Aber, mein Fräulein," antwortete Mariette, „es ist in allen Ehren geschehen; Jerome hat keine andere Absicht, als mich zu heirathen."

„Höre, Mariette, auch ich, ich liebe! Aber ich liebe insgeheim und ganz allein. Außerdem bedenke, daß ich die einzige Tochter meines Vaters und meiner Mutter bin, und daß Du also von mir mehr hoffen darfst, als von irgend Jemand auf der Welt, wer es auch sei."

„Gewiß, mein Fräulein, Sie können auf mich zählen bis in den Tod!" rief Mariette aus, glücklich über diese unvorhergesehene Lösung.

„Aber, Schweigen gegen Schweigen!" gebot Philomene. „Ich will Herrn v. Soulas nicht heirathen, aber ich will etwas anders, und mit allem Ernste. Meinen ganzen Schutz gewähre ich Dir, wenn Du mir hilfst."

„Nun, und was?" fragte Mariette.

„Ich will die Briefe sehen, welche Herr Savaron durch Jerome auf die Post sendet."

„Aber was wollen Sie mit denselben machen?" fragte Mariette entsetzt.

„Nur sie lesen, und dann wirst Du sie auf die Post tragen. Das wird nur die Briefe ein Wenig verzögern, weiter nichts."

[library stamp]

In diesem Augenblick traten Philomene und Mariette in die Kirche. Jede stellte hier für sich Betrachtungen an, anstatt die gewöhnlichen Gebete bei der Messe zu lesen.

„Mein Gott! was für eine Sünde liegt in einer solchen Handlung!“ sagte Mariette zu sich.

Philomene, deren Seele, Kopf und Herz durch die Lesung der Novelle ganz umgewandelt war, erblickte in dieser eine Art Mittheilung, die für ihre Nebenbuhlerin geschrieben war. Daher konnte sie sich auch von dem Gedanken nicht los machen, daß Albert die Revue de l'Est an seine Geliebte schicken würde.

„Ach!“ sagte sie zu sich, während sie auf den Knieen lag und das Haupt auf die gefalteten Hände gesenkt hatte, ganz wie eine Person, die in ihr Gebet vertieft ist, „Ach! wenn ich doch meinen Vater dahin bringen könnte, daß er sich die Liste der Personen zeigen ließe, an welche die Zeitschrift geschickt wird.“

Nach dem Frühstück erging sie sich mit ihrem Vater in dem Garten, schmeichelte ihm und führte ihn in den Kiosk.

„Glaubst Du, liebes Väterchen, daß unsere Zeitschrift auch in das Ausland geht?“

„Sie ist ja erst im Entstehen.“

„Und doch wollte ich wetten!“

„Es ist nicht wohl möglich.“

„Geh doch hin, laß es Dir sagen und merke Dir die Namen der Abonnenten im Auslande an.“

„Zwei Stunden später,“ sagte Herr v. Watteville zu seiner Tochter.

„Ich habe Recht gehabt. Im Auslande hat sich noch nicht ein Abbonnent gefunden, doch hofft man deren in Neuf-

chatel, Bern und Genf zu finden. Indeß schickt man ein Freiexemplar an eine Dame in Mailand, die auf Belgirate, ihrem Landgute am Lago maggiore, wohnt."

„Ihr Name?" fragte Philomene lebhaft.

„Herzogin v. Argaiolo."

„Kennen Sie dieselbe, mein Vater?"

„Ich habe natürlich von ihr sprechen gehört. Sie ist eine Florentinerin aus dem fürstlichen Hause der Soderini. Ah! das ist eine sehr hohe Dame und so reich, wie ihr Gemahl, der doch einer der vermögendsten Herren in der Lombardei ist. Ihre Villa am Lago maggiore ist eine der Sehenswürdigkeiten Italiens."

Zwei Tage später bekam Philomene folgenden Brief von Marietten.

40.

Brief Albert Savarons an Leopold Hannequin.

„Ja, mein lieber Freund, ich bin in Besançon, während Du mich auf der Reise glaubst. Ich wollte es Dir nicht eher mittheilen, bis meine Bemühungen anfingen, Erfolg zu haben, und siehe, die Morgenröthe ist jetzt erschienen. Ja, lieber Leopold, nach so vielen fehlgeschlagenen Unternehmungen, bei denen ich so viel Zeit, Muth und Kraft aufgeopfert, wollte ich es wie Du machen: den gebahnten Weg einschlagen, die große Straße, die längste und sicherste. Wie wirst Du auf Deinem Notariats-Sessel vor Freuden emporhüpfen! Aber glaub nicht, daß in meinem innern Leben

auch nur die geringste Veränderung vorgegangen ist in Bezug auf das Geheimniß, von dem Du allein in der Welt weißt, aber auch Du nur so viel, wie sie mir erlaubte. Ich sagte es Dir nicht, mein Freund, aber ich langweilte mich fürchterlich in Paris. Die Vereitelung des ersten Unternehmens, auf das ich alle meine Hoffnungen gesetzt hatte, um dessen Erfolg ich durch meine beiden Theilnehmer betrogen wurde, die sich nur verbündet hatten, um mich zu berauben, mich auszuplündern, mich, dessen Thätigkeit sie Alles dankten — die Vereitelung dieses Unternehmens hat mich dem Gedanken, nach Geld-Vermögen zu streben, entsagen lassen, nachdem ich so drei Jahre meines Lebens verloren hatte. Vielleicht hätte ich mich noch schlechter aus dem Unternehmen gezogen, wenn ich nicht in meinem zwanzigsten Jahre gezwungen gewesen wäre, die Rechte zu studiren. Ich wollte dann ein Staatsmann werden, nur um einst auf einer Ordonnanz über die Pairie unter dem Namen Graf Albert Savaron de Savarus aufgeführt zu werden."

„Ach! ich war meiner Sache gewiß," rief Philomene aus, indem sie den Brief aus den Händen fallen ließ; „er ist von Adel."

„Du weißt, wie gewissenhaft ich meine Studien betrieben habe, wie geheim, ergeben und nützlich als Journalist, wie bewunderswürdig als Secretair ich dem Staatsmanne war, der ehedem, im Jahre 1829, mir treu war. Da, zurückgestürzt in ein Nichts durch die Julirevolution, eben als mein Name zu glänzen begann, als ich, schon Rekettenmeister, endlich als ein nothwendiges Triebrad in die Staatsmaschine eingreifen mußte, — beging ich den Fehler, den Besiegten treu zu bleiben, für sie, aber ohne sie, zu kämpfen.

Ach, warum war ich nur dreißig Jahr, und wie habe ich Dich nicht gebeten, mich wahlfähig zu machen. Ich verhehlte Dir meine Ergebenheit und Gefahren. Warum auch nicht? Ich war treu und wir hätten doch nicht übereingestimmt. Vor zehn Monden sahest Du mich so fröhlich, so zufrieden, wenn ich meine politischen Aufsätze schrieb, und doch war ich in der Verzweiflung. Ich war siebennnddreißig Jahr, hatte nur noch zweitausend Franks im Vermögen, war ohne Berühmtheit, gescheitert eben in meinem zweiten Unternehmen, der Herausgabe eines Tageblatts, welches nur für das Bedürfniß der Zukunft sorgte, anstatt sich an die Leidenschaften der Gegenwart zu wenden. Ich wußte nicht, welchen Theil ich ergreifen sollte. Und wie war mein Zustand! Düster und gleichsam vernichtet durchschweifte ich die einsamsten Orte jenes Paris, welches mich verlassen hatte, denkend an meine gescheiterten ehrgeizigen Pläne, ohne sie aufzugeben. Ha! welche Wuth athmeten nicht damals meine Briefe, welche ich an sie schrieb, an sie, mein zweites Bewußtsein, mein anderes Ich! In manchen Augenblicken sagte ich zu mir: Warum mache ich eine so unendliche Einleitung zu meinem Leben? Warum will ich Alles? Warum erwarte ich nicht das Glück, indem ich mich einer gleichsam mechanischen Beschäftigung widme?"

„Ich warf meine Augen dann auf eine bescheidene Stätte, wo ich leben könnte und übernahm die Ausarbeitung einer Zeitschrift unter der Redaction eines ehrgeizigen Geldmannes, der nicht viel verstand, aber da ergriff mich der Schrecken: „Wird sie zum Gemahl einen Liebhaber haben wollen, der so tief gesunken ist?" so fragte ich mich. Dieses Nachdenken brachte mich um zweiundzwanzig Jahr zu-

rück. Ach! mein lieber Leopold, wie nutzt sich der Geist ab in der Unschlüssigkeit! Was muß nicht der Adler im Käfig, der gefangene Löwe dulden? Sie dulden Alles, was Napoleon erdulden mußte, nicht auf St. Helena, sondern auf dem Quai der Tuilerieen, als er Ludwig XVI. sich so schlecht vertheidigen sah, er der den Aufruhr stillen konnte, wie er es später, im Vendemiaire, an demselben Orte that. Ach, in meinem Leben sind diese Leiden eines Tages über vier Jahre ausgedehnt! Wie viele Reden an die Kammern habe ich nicht in den einsamen Gängen des Waldes von Boulogne gehalten! Diese unnützen Improvisationen haben wenigstens meine Zunge geübt, und meinen Geist gewöhnt, seine Gedanken in Worte zu bringen. Und Du, Du verheirathetest Dich, Du hörtest auf Dein Bündel zu tragen, Du wurdest Adjunct beim Maire Deines Viertels, nachdem Du noch obendrein wegen einer bei St. Merry empfangenen Wunde das Kreuz der Ehrenlegion bekommen hattest, während ich im Stillen meine Qual ertrug."

„Höre! Als ich noch klein war und Maikäfer quälte, konnte es bei mir fast Fieberfrost erregen, wenn ich sah, daß diese armen Insecten wiederholte Bemühungen machten zu fliegen, und doch nicht flogen, obgleich es ihnen gelungen war, ihre Flügel zu lüften. Wir sagten dann von ihnen: „Sie zählen." War das eine Sympathie, war es eine Vorahnung meiner Zukunft? Ach! seine Flügel zu entfalten und nicht zu fliegen! Ja; das ist mein Loos gewesen seit meiner ersten Unternehmung, obgleich durch dieselbe vier Familien reich geworden sind."

„Endlich, vor sieben Monden, beschloß ich vor den Schranken von Paris mein Glück zu versuchen, da ich sah,

wie viele Lücken dort durch die Beförderung mehrer Advocaten zu bedeutenden Posten entstanden waren. Aber als ich die vielen Nebenbuhler bedachte, die ich dort als Journalist gefunden hatte, als ich erwägte, wie schwer es in Paris, wo so viele Pilze aufschießen, sei, irgend etwas zu erreichen, so faßte ich den mir so viel Kummer machenden Entschluß, einen gewissen Weg einzuschlagen. Du hattest mir bei unsern Plaudereien den geselligen Zustand von Besançon geschildert, hattest mir gesagt, wie unmöglich es für einen Fremden sei, dort fortzukommen, dort das geringste Aufsehen zu erregen, dort sich zu verheirathen, in die Gesellschaft einzudringen, in irgend etwas sein Glück zu machen. Deßwegen eben wollte ich dort meine Flagge aufpflanzen, weil ich mit Recht vermuthete, daß es dort auch keine Nebenbuhler geben könnte und ich allein am Ruder sein würde. Die Bewohner der Comté wollen keine Fremden sehen, der Fremde will sie nicht sehen. Sie wollen ihm keinen Zutritt in ihre Salons gestatten, und er wird nie in dieselben aufgenommen sein wollen. Er wird sich nirgends zeigen, selbst nicht auf den Straßen. Aber es ist dort eine Classe, welche die Deputirten wählt, der Handelsstand. Ich werde nun besonders die Handelsfragen studiren, welche ich ja auch bereits kenne, ich werde Processe gewinnen, Zwiste schlichten, ich werde der tapferste Advocat von Besançon werden. Später werde ich eine Zeitschrift dort begründen und in derselben die Interessen des Handelsstandes vertheidigen oder erwecken, und wann ich dann genug Stimmen für mich gewonnen habe, so wird mein Name aus der Urne springen. Man wird lange den unbekannten Advocaten verachten, aber ein Umstand wird mich ins Licht stellen, eine unentgeltliche

Vertheidigung, eine Sache, mit der sich andere Advocaten nicht befassen wollen. Wenn ich aber einmal rede, so bin ich auch des Erfolgs gewiß."

„Wohl, mein lieber Leopold, so habe ich gedacht und meine Bibliothek in elf Kisten packen lassen, ich habe rechtswissenschaftliche Bücher gekauft, welche mir nützlich sein können, und habe Alles, auch mein Hausgeräth mit dem Frachtwagen nach Besançon gesandt. Ich habe meine Diplome genommen, tausend Thaler beigesteckt und von Dir Abschied genommen. Die Fahrpost hat mich nach Besançon gebracht, wo ich nach drei Tagen eine kleine Wohnung bezog, deren Fenster in einen Garten gehen. Da habe ich prachtvoll das mystische Kabinet eingerichtet, in dem ich meine Nächte und Tage zubringe, wo das Bild meiner Angebeteten hängt, derjenigen, der mein Leben geweiht ist, die es ausfüllt, die die Ursache meiner Anstrengungen, das Geheimniß meines Muthes, der Grund meines Talents ist. Dann, als die Möbeln angekommen, habe ich einen vernünftigen Diener angenommen, und bin fünf Monate in der Stille geblieben, wie ein Murmelthier im Winter. Man hatte mich übrigens in die Liste der Advocaten eingeschrieben. Endlich hat man mich aufgefordert, einen Unglücklichen vor den Assisen zu vertheidigen, vielleicht, um mich wenigstens einmal sprechen zu hören. Einer der einflußreichsten Kaufleute von Besançon war unter den Geschwornen; es war eine kitzliche Sache; aber ich that Alles für den Menschen und hatte den vollkommensten Erfolg vou der Welt. Mein Client war unschuldig; ich ließ sogleich die wahren Schuldigen ergreifen, welche als Zeugen aufgetreten waren. Endlich wurde die Sitzung aufgehoben. Ich wußte die Eigen-

liebe des instruirenden Richters zu schonen, indem ich zeigte, wie es fast unmöglich gewesen wäre, eine so verschmitzte Niederträchtigkeit zu entdecken. Darauf wurde der große Kaufmann mein Client und ich gewann auch seinen Proceß. Das Capitel der Kathedrale wählte mich zu seinem Anwalt in einer verwickelten Klagsache mit der Stadt, die schon vier Jahr gedauert hatte; ich habe gewonnen. Durch drei Processe bin ich der größte Advocat der Franche-Comté geworden. Aber ich verhülle mein Leben in ein tiefes Geheimniß und verberge so meine Absichten. Ich habe Gewohnheiten angenommen, die mich von der Annahme einer jeden Einladung befreien. Man kann nur von sechs bis acht Uhr Morgens mich consultiren. Ich gehe nach dem Mittagsessen zu Bett, und arbeite während der Nacht."

„Der Generalvicar, ein geistreicher Mann von großem Einflusse, der mir den schon in erster Instanz verlornen Proceß des Capitels übertrug, hat mir natürlich Dankbarkeit versprochen."

„Mein Herr," sagte ich zu ihm, „ich werde Ihren Proceß gewinnen, aber ich will kein Honorar, ich will nur (er machte große Augen) .... Wissen Sie, daß ich viel verliere, wenn ich als Gegner der Stadt auftrete. Ich bin hierher gekommen, um als Deputirter wieder zu gehen; ich will mich nur mit Handelsprocessen befassen, denn die Kaufleute wählen hier die Deputirten; aber sie werden mir mißtrauen, wenn ich für die Priester — denn das sind Sie für jene — auftrete. Wenn ich mich mit Ihrer Sache befasse, so geschieht es nur, weil ich 1828 Geheimsecretair bei dem und dem Ministerium (Staunen des Herrn Abbé) und Rekettenmeister unter dem Namen Albert de Savarus (neues Stau-

nen) war. Ich bin den monarchischen Grundsätzen treu geblieben, aber da sie das Uebergewicht in Besançon nicht haben, so muß ich mein Glück bei der Bürgerschaft suchen. Das Honorar also, das ich von Ihnen verlange, besteht darin, daß Sie zur rechten Zeit, aber insgeheim, für mich wirken. Behalten wir gegenseitig unsere Geheimnisse für uns und ich werde gratis alle Processe der Priesterschaft der Diöcese ausfechten. Nicht ein Wort mehr von meinen Verfahren und lassen Sie uns einander treu sein."

„Als er kam, mir zu danken, gab er mir eine Note von fünfhundert Franks und sagte mir in das Ohr: „Die Stimmen entgehen Ihnen nicht." In den fünf Conferenzen, welche ich mit dem Generalvicar gehabt habe, ist er, glaube ich, mein Freund geworden. Ueberhäuft seitdem mit Geschäften, nehme ich nur die an, welche Kaufleute betreffen, indem ich sage, daß die Handelsfragen meine Hauptaufgabe sind. Diese Kriegskunst gewinnt mir den Handelsstand und sichert mir die einflußreichsten Personen. Binnen einigen Monaten werde ich ein Haus in Besançon kaufen, damit ich auf die Liste der Wählbaren kommen kann. Ich rechne darauf, daß Du mir das zum Ankauf nöthige Geld borgen wirst. Wenn ich sterbe, wenn ich scheitere, so wird der Verlust doch nicht so groß sein, als daß er zwischen uns in Betracht kommen könnte. Die Zinsen werden Dir durch die Miethleute gesichert. Auch werde ich eine günstige Gelegenheit abwarten, so daß Du am Capital nichts verlierst."

„Ach, mein lieber Leopold, noch hat kein Spieler, der den Rest seines Vermögens in der Tasche hat und eben zum letzten Male an den verhängnißvollen Tisch treten will, um entweder reich oder vernichtet wieder davon zu gehen, in den

Ohren dieses ewige Klingen, an den Händen den Nervenschweiß, in dem Kopfe die fieberhafte Aufregung, im ganzen Körper das innere Zittern gehabt, wie ich jetzt täglich, da ich den letzten Rest im Spiele der Ehrsucht und des Lebens setze. Ach, theuerer und einziger Freund, es sind nun zehn Jahr, daß ich mit dem Schicksal ringe. Dieser Kampf mit den Menschen und Dingen, den ich mit Aufopferung aller Kräfte gekämpft habe, hat mich innerlich aufgerieben. Obgleich ich noch den Anschein der Kraft, der Gesundheit habe, so fühle ich doch, daß ich hin bin. Jeder Tag reißt mir einen Fetzen meines Seelenlebens ab. Bei jeder neuen Anstrengung fühle ich, daß ich sie nicht nochmals beginnen kann. Ich habe nur noch Kraft und Macht, um das Glück zu erringen, und wenn es jetzt nicht kommt, seine Rosenkrone auf mein Haupt zu setzen, so wird das Ich, das ich jetzt bin, nicht mehr bestehen, ich werde vernichtet sein, werde nichts mehr in der Welt wünschen, nichts mehr sein wollen. Du weißt, die Ehrsucht und der Ruhm, die ich suche, sind für mich das Mittel zum Glück, das Piedestal meines Abgottes."

„Am Ziele anlangen und dann todt niedersinken, wie jener alte Läufer, das Glück sehen, aber auch den Tod; der zugleich über die Schwelle tritt, die, welche man liebt, in dem Augenblicke erlangen, wo die Liebe erlöscht, das Recht glücklich zu leben gewinnen, aber nicht mehr die Kraft haben, es zu genießen — ach, das war das Geschick schon vieler Menschen! Gewiß kommt auch der Augenblick, wo Tantalus ruhig stehen bleibt, die Arme über die Brust kreuzt und der Hölle mißtraut, indem er endlich sein Haschen aufgiebt."

„Und auf dem Punkte wäre ich denn auch angekommen, wenn mein Plan durch irgend etwas mißglückte, wenn ich

mich nicht zu der Tribune emporschwingen könnte, um dort den Lorbeerkranz zu erlangen, den Argaiolo's Nachfolger haben muß — nachdem ich mich in den Staub der Provinz gebückt, nachdem ich wie ein hungriger Tiger um diese Kaufleute herumgeschlichen bin, um ihre Stimmen zu erlangen, nachdem ich ihre trocknen Processe geführt, meine Zeit verschwendet habe, die ich besser an dem Lago maggiore hätte verleben können, um die Wogen anzublicken, in die sie schaut, um an ihren Blicken mich zu weiden, ihre Stimme zu hören. Und doch, mein Leben ist schön in diesem Augenblicke: Glaube, Arbeit, Liebe erleuchten es. Leb wohl, mein Freund. Küsse Deine Kinder in meinen Namen und grüße Deine Frau von

Deinem Albert."

41.

Ein zweiter Brief.

Philomene las zwei Mal diesen Brief, dessen Inhalt sich ihrem Herzen tief einprägte. Das frühere Leben Alberts lag mit einem Male offen vor ihr, denn ihr lebhafter Geist malte ihr alle Einzelnheiten desselben aus. Indem sie diesen Brief mit der Novelle in der Zeitschrift zusammenhielt, konnte sie Albert ganz verstehen. Natürlich erschienen ihr die Verhältnisse seiner schönen Seele noch großartiger, sein Wille noch mächtiger; und ihre Liebe zu Albert wurde nun eine Leidenschaft, deren Gewalt durch die Kraft ihrer Jugend, durch die Langeweile der Einsamkeit, durch

den Nachdruck ihres Charakters noch wuchs. Lieben ist bei einer jungen Person schon an und für sich die Wirkung eines natürlichen Gesetzes; aber wenn ein außerordentlicher Mann Gegenstand der Bedürfnisse jener Leidenschaft wird, so mischt sich eine Schwärmerei hinzu, welche junge Herzen mit sich unwiderstehlich fortreißt. Auch Fräulein v. Watteville wendete sich binnen wenigen Tagen der gefährlichsten Liebes-Schwärmerei zu.

Die Baronin war sehr zufrieden mit ihrer Tochter, welche, nur mit ihrer stillen Leidenschaft beschäftigt, der Mutter nicht mehr widersprach, nur mit ihren verschiedenen weiblichen Arbeiten zu thun zu haben schien und so der Baronin schönes Ideal von einer gehorsamen Tochter verwirklichte.

Der Advocat trat jetzt zwei bis drei Mal wöchentlich vor dem Gerichtshofe auf. Obgleich überhäuft mit Geschäften, genügte er doch seiner Liebe, den Anforderungen der streitigen Handelswelt und der Zeitschrift; dabei blieb er in ein tiefes Geheimniß verhüllt, wohl begreifend, daß sein Einfluß um so kräftiger sein würde, je verborgener er bliebe. Dabei vernachlässigte er kein Mittel, um die Liste der Besançonner Wähler zu studiren, ihre Interessen, verschiedenen Eigenheiten, Freundschaften und Feindschaften kennen zu lernen. Ein Cardinal hat sich nie mehr Mühe geben können, um Papst zu werden.

Als eines Abends Mariette ihre junge Herrin zu einer Soirie ankleiden wollte, brachte sie ihn, nicht ohne die Sünde, die sie beging, zu beseufzen, einen Brief, über dessen Aufschrift Fräulein v. Watteville erzitterte und bald bleich, bald roth wurde.

An die Frau Herzogin v. Argaiolo
(geborne Fürstin Sonderini)
in Belgirate in der Lombardei
in
Italien.

Nachdem Philomene den Brief versteckt hatte, ging sie mit ihrer Mutter zu Frau v. Chavoncourt. Während dieser Soiree wurde sie von Gewissensangst und Zweifeln geplagt. Sie hatte sich schon geschämt, in das Geheimniß von Alberts Brief an Leopold sich eingedrängt zu haben. Schon oft hatte sie sich gefragt, ob Albert sie wohl würde lieben können, wenn er ihr ehrloses Verbrechen kennte. Ihr Bewußtsein sagte ihr mit Bestimmtheit: Nein. Sie hatte ihren Fehler gebüßt, indem sie sich Bußen auflegte: sie fastete, sie kreuzigte ihr Fleisch, indem sie Stunden lang mit über die Brust kreuzweis gelegten Armen knieete und betete. Sie hatte auch Mariette zu diesen Handlungen der Buße gezwungen. Aber der Glaube an die Wahrheit dieser Buße machte sie nur noch gefährlicher.

„Soll ich den Brief lesen oder nicht?“ fragte sie sich, indem sie die Erzählungen der Kleinen von Chavoncourt anhörte. Die eine war sechzehn, die andere siebzehn und ein halb Jahr alt. Philomene betrachtete die beiden Freundinnen aber als Kinder, weil — sie keine heimliche Liebe hatten.

„Wenn ich ihn lese,“ sagte sie dann zu sich, nachdem sie wohl eine Stunde ihren Freundinnen nichts anders als Ja und Nein geantwortet hatte, — „so soll das jetzt gewiß das letzte Mal sein. Nachdem ich so viel gethan habe, um zu wissen, was er an seinen Freund schriebe, muß ich auch

wissen, was er an Sie schreibt. Wenn das ein schreckliches Verbrechen ist, so ist es doch auch eine Liebesprobe. O Albert, bin ich nicht Deine Frau!“

42.

Wie er liebt!

Als Philomene im Bette lag, öffnete sie den Brief, der in Form eines Tagebuches eingerichtet war, so daß er ein treues Bild des Lebens und der Gefühle Alberts darbot.

25.

„Mein geliebtes Herz! Alles geht gut. Die Zahl der Eroberungen, welche ich bereits gemacht hatte, habe ich eben wieder um eine herrliche vermehrt: Ich habe einen der einflußreichsten Wähler einen Dienst geleistet. So wie die Recensenten auch Manchen zu Ansehen bringen, ohne sich selbst Ansehen erwerben zu können, so macht er Deputirte, ohne selbst je ein solcher zu werden. Der gute Mann wollte mir seinen Dank recht wohlfeil bezeugen, fast ohne die Börse zu ziehen, indem er zu mir sagte:“

„Wollen Sie Mitglied der Kammern werden? Ich kann Sie zum Deputirten ernennen.“

„Wenn ich mich entschlösse, die politische Laufbahn zu betreten, so würde es nur geschehen, um mich der Comté zu weihen, die ich liebe und wo ich wieder geliebt werde,“ entgegnete ich sehr heuchlerisch.

„Nun wohl, wir werden Sie wählen und dadurch Einfluß in den Kammern erlangen, denn Sie werden dort glänzen.“

„Also, mein geliebter Engel, was Du auch sagen magst, meine Beharrlichkeit wird gekrönt werden. In Kurzem werde ich von der französischen Tribune herab mein Vaterland, werde Europa anreden. Die hundertstimmige französische Presse wird Dir meinen Namen zurufen."

„Ja, wie Du sagst, ich bin alt nach Besançon gekommen und in Besançon noch mehr gealtert; aber wie Sixtus V. werde ich am Tage meiner Wahl wieder jung werden. Ich werde in mein wahres Leben, in meine Sphäre treten. Werden wir dann nicht einander ebenbürtig sein? Der Graf Savaron de Savarus, Gesandter da und da, wird gewiß eine Fürstin Soderini, verwittwete Herzogin v. Argaiolo als Gemahlin heimführen können. Der Triumph verjüngt Männer, welche in ununterbrochenen Kämpfen nicht untergegangen sind. O, mein Leben! mit welcher Freude sprang ich aus meiner Bibliothek in mein Kabinet vor Dein theures Bild, um ihm meine Fortschritte zu verkünden, ehe ich sie Dir schreiben konnte! Ja, die Stimmen, welche ich schon habe, die des Generalvicar, die der Leute, welche ich noch mir verbinden werde, und die meines neuen Clienten sichern schon meine Wahl.

26.

„Es ist schon zwölf Jahr, seit in jener glücklichen Soiree die schöne Fürstin die Versprechungen der verbannten Francesca erfüllte. Ach, Geliebte, Du bist nun zweiunddreißig Jahr und ich fünfunddreißig, der gute Herzog aber siebenundsiebzig, so daß er also noch zehn Jahre mehr zählt, als wir beide zusammen, und doch befindet er sich noch wohl! Grüße ihn von mir und sag ihm, ich ließe ihm noch drei Jahre wünschen. Ich bedarf dieser Zeit, um mich zu der

Höhe Deines Namens zu erheben. Du siehst, ich bin noch immer heiter, lache noch immer: das ist die Wirkung der Hoffnung. Trauer oder Fröhlichkeit — Alles kommt mir von Dir."

27.

„Nein, Geliebte, gehe nicht nach Mailand, bleibe in Belgirate. Mailand erschreckt mich. Ich liebe diese schrecklichen mailänder Sitten nicht, alle Abende im Theater della Scala mit einem Dutzend Personen zu sprechen, von denen doch natürlich Mancher Dir Süßigkeiten sagen muß. Deine Einsamkeit kommt mir vor, wie ein Stück Bernstein, in welchem ein Insekt ewig in unveränderlicher Schönheit bleibt. In der Einsamkeit bleiben Körper und Seele so rein und so jugendlich! Oder sind es jene Tedeschi, nach denen Du Dich sehnst?"

28.

„Ist Dein Standbild noch immer nicht fertig? Ich möchte Dich in Marmel, in Oel, in Miniatur — kurz in allen Gestalten haben, um meine Ungeduld zu bezähmen. Ich warte noch immer auf die Ansicht von Belgirate von der Mittagsseite und auf die Ansicht der Galerie, denn das sind die einzigen, die mir noch fehlen. Ich bin so beschäftigt, daß ich heute weiter nichts schreiben kann, als gerade nichts, aber dieses Nichts ist Alles. War es nicht ein Nichts, aus dem Gott die Welt geschaffen hat? Dieses Nichts ist ein Wort, das Wort Gottes: Ich liebe Dich!"

30.

„Ach! ich empfange eben Dein Tagebuch. Dank Deiner Pünktlichkeit! Es hat Dir also Freude gemacht, die Einzelnheiten unserer ersten Liebe in der Sprache meines Va-

terlandes zu lesen? ... Ach, und doch fürchtete ich, durch ihre Entschleierung Dich zu beleidigen. Wir hatten hier noch keine Novellen, und eine Zeitschrift ohne Novellen ist ein schönes Mädchen ohne Haare. Wenig erfinderisch von Natur und in meiner Verzweiflung, wählte ich die einzige Poesie, die ich in meinem Herzen fand, das einzige Abenteuer, dessen ich mich erinnerte, übersetzte es in den Ton, in welchem es ausgesprochen werden durfte, und dachte fortwährend an Dich, während ich den einzigen schriftstellerischen Versuch machte, der aus meinem Herzen, nicht aus meiner Feder, kam. Hast Du nicht über die Umwandlung des wilden Sormano in Gina gelacht?"

„Du fragst, wie ich mich befinde? Weit besser, als in Paris. Obgleich ich ungeheuer arbeite, so lebe ich doch ruhig. Und die Ruhe ist mir ein Balsam, lieber Engel, während ich ermattete und alterte in Folge jener Schmerzen der getäuschten Eitelkeit, jener ewigen Erregungen des pariser Lebens, jener Kämpfe mit ehrgeizigen Nebenbuhlern. Wenn Du wüßtest, welche Freude mir Dein Brief gemacht hat, dieser schöne lange Brief, in welchem Du mir die geringsten Ereignisse Deines Lebens schilderst! Nein, Ihr Frauen könnt es nie begreifen, wie sehr ein wahrer Liebender durch solche Kleinigkeiten entzückt wird. Das Pröbchen Deines neuen Kleides macht mir Lust, dieses zu sehen. Kann es gleichgültig sein, Deinen Anzug zu kennen, wenn Deine erhabene Stirn sich in Falten legt, wenn unsere Schriftsteller Dich zerstreuen, wenn die Lieder Victor Hugo's Dich entzücken? Ich lese die Bücher, welche Du lies't. Sogar Deine Lustgänge am See haben mich entzückt. Dein Brief ist schön, lieblich wie Deine Seele! O himmlische

und ewig angebetete Blume! Hätte ich leben können ohne die theuern Briefe, die seit elf Jahren mich aufrecht erhalten haben auf meinem schwierigen Pfade, wie ein leitender Stern, wie eine Weihrauchsduft, wie ein schöner Gesang, wie eine Götterspeise, wie nur irgend etwas, das im Leben tröstet und beseligt! O, fahre so fort! Wenn Du wüßtest, wie mich's quält, ehe Deine Briefe ankommen, und welche Pein ein verzögerter Posttag mir verursacht! Ist sie krank? ist er es? Ich schwebe zwischen Himmel und Hölle, ich werde närrisch. Cara diva! beschäftige Dich stets mit Musik, übe Deine Stimme, studire. Mich entzückt, daß wir Gleiches und zu gleichen Stunden betreiben, daß wir, obschon getrennt durch die Alpen, doch auf gleiche Weise leben. Dieser Gedanke erfüllt mich mit Wonne und giebt mir neuen Muth. Als ich zum ersten Male als Anwalt auftrat — ich habe es Dir noch nicht gesagt — da stellte ich mir vor, Du hörtest mich und fühlte plötzlich in mir jene Begeisterung, welche den Dichter über die Menschheit erhebt. Wenn ich erst in den Kammern bin, ach! Du wirst mir auch in Paris gegenwärtig sein, um mein Auftreten zu unterstützen."

30. Abends.

„Mein Gott! wie ich Dich liebe! Ach, ich habe Alles auf meine Liebe und meine Hoffnung gesetzt. Ein Unglück, welches diese überladene Barke scheitern machte, würde mir das Leben rauben! Drei Jahr ist es nun, daß ich Dich nicht gesehen habe, und bei dem Gedanken, nach Belgirate zu reisen, schlägt mein Herz so heftig, daß ich mich mit Gewalt zurückhalten muß. Dich sehen, Deine kindliche, schmeichelnde Stimme hören! mit den Augen verschlingen Deinen Teint von Elfenbein, unter dem man den Adel Deiner Ge-

danken ahnet! Deine Finger sehen, wenn sie mit den Tasten spielen, Deine ganze Seele in sich aufnehmen in einem Blick und Dein Herz in dem Tone eines Oime! oder eines Alberto! uns ergehen unter Deinen blühenden Orangen, einige Monden im Schooße jener herrlichen Landschaft weilen! Sieh, das heißt Leben! Ach, welche Thorheit ist es dagegen, Macht, Ehre, Vermögen erstreben zu wollen! Alles ist in Belgirate: dort die Poesie, dort der Ruhm! Ich hätte Dein Haushofmeister werden sollen, oder wie der liebe Tyrann, den wir nicht hassen dürfen, mir vorschlug, dort als cavaliere servente leben sollen, was unsere Leidenschaft uns nicht anzunehmen erlaubte. Ist der Herzog ein Italiener? Mir schien er, wie der ewige Vater. Addio, mein Engel! Deine Heiterkeit, die wie ein Strahl der Hoffnungsfackel in mein Leben leuchtet, wird mir meinen Hang zur Traurigkeit verzeihen."

„Wie er liebt!" rief Philomene aus, indem sie den Brief fallen ließ, der ihr in der Hand zu schwer zu werden schien. Nach elf Jahren noch so zu schreiben!"

43.

Ein schöner Zug.

„Mariette," sagte Philomene am folgenden Morgen zu ihrer Kammerfrau, „bring diesen Brief auf die Post und sag Jerome, daß ich nun Alles wüßte, was ich hätte wissen wollen, er möge daher jetzt Herrn Albert treu bedienen. Wir werden unsere Sünden beichten, ohne zu sagen, wem

die Briefe gehört oder wohin sie bestimmt gewesen. Ich habe Unrecht gehabt und bin die allein Schuldige."

„Fräulein haben geweint," sagte Mariette.

„Ja, aber ich möchte nicht, daß meine Mutter es bemerkte; gieb mir frisches Wasser."

Philomene hörte also mitten im Sturm ihrer Leidenschaft auf die Stimme des Gewissens. Gerührt von der bewundernswürdigen Treue der beiden Herzen hatte sie ihr Gebet verrichtet und sich gestanden, daß für sie nichts weiter übrig bliebe, als zu entsagen, als das Glück zweier einander würdigen, in ihr Schicksal ergebenen Wesen zu achten und auf Gott zu vertrauen, ohne sich weitere verbrecherische Handlungen oder Wünsche zu erlauben. Sie fühlte sich edler, sie empfand eine innere Zufriedenheit, nachdem das natürliche Rechtsgefühl ihr jenen Entschluß eingeflößt hatte. Und was sie noch mehr ermuthigte, das war der eine Jungfrau so begeisternde Gedanke, sich für ihn aufzuopfern.

„Sie versteht nicht zu lieben," dachte sie, „ach! wenn ich es wäre, ich würde Alles einem Manne aufopfern, der mich so liebte. Geliebt werden! .... Wann und durch wen wird das mir widerfahren! Dieser erbärmliche Herr v. Soulas liebt nur mein Vermögen; wenn ich arm wäre, würde er mich nicht ansehen."

„Philomene, mein Kind," sagte die Baronin, „woran denkst Du denn? Du nähst ja über die Grenzen hinaus."

Philomene nähete Pantoffeln für ihren Vater aus.

44.

Das Wasser vom Arcier.

Philomene brachte den ganzen Winter von 1834 bis 1835 in innerlicher Unruhe hin, aber im Frühjahr, im Monat April, als sie achtzehn Jahr wurde, dachte sie manchmal, es wäre doch schön, wenn sie den Sieg über eine Herzogin v. Argaiolo davon tragen könnte. In der Einsamkeit und Zurückgezogenheit hatte die Aussicht auf diesen Sieg ihre Leidenschaft und bösen Gedanken wieder angefeuert. Sie verfiel in eine romanhafte Tollkühnheit und machte Pläne über Pläne. Obgleich solche Charaktere Ausnahmen sind, so giebt es doch unglücklicher Weise viel zu viele solche Philomenen, und diese Geschichte enthält eine Lehre, an der sie sich ein Beispiel nehmen können.

Während des Winters hatte Albert v. Savarus ganz im Stillen ungeheure Fortschritte in Besançon gemacht. Gewiß seines Erfolges, erwartete er mit Ungeduld den Augenblick der Auflösung der Kammern. Unter den Männern des Jüste-Milieu hatte er einen der Wähler von Besançon, einen reichen Kaufmann von großem Einflusse für sich gewonnen.

Die Römer haben sich überall große Mühe gegeben und ungeheuere Summen aufgewandt, um in allen Städten ihres Reiches vorzügliches Wasser zu ihrem Gebrauche zu haben. In Besançon tranken sie das Wasser vom Arcier, einem Berge in ziemlicher Entfernung von der Stadt. Besançon liegt im Mittelpunkt eines Hufeisens, welches der Doubs bildet. Eine Wasserleitung der Römer wieder her-

zustellen, um das Wasser der Römer in einer Stadt zu trinken, welche vom Doubs bespült wird, war also eine Albernheit, welche nur in einer Provinz, in der der größte Dünkel herrscht, ausgedacht werden konnte. Kam dieser Einfall in die Köpfe der Besançonner, so mußten sie ungeheure Kosten aufbringen und dieser Aufwand mußte dem Einflußreichen nützen.

Albert Savaron de Savarus entschied, daß der Doubs nur gut sei, um unter Hängebrücken durchzufließen, dagegen nur das Wasser des Arcier trinkbar wäre. Es erschienen darauf Artikel in der Revue de l'Est, welche nur Ausdruck der Ideen des Handelsstandes waren. Der Adel und der Bürgerstand, das Jüste-Milieu wie die Legitimisten, die Verwaltung, wie die Opposition, kurz Alles stimmte darin überein, daß sie Römerwasser trinken und Hängebrücken haben wollten. Das Wasser vom Arcier bildete jetzt das Tagesgespräch in Besançon. In Besançon gab es, wie bei den beiden Eisenbahnen nach Versailles, versteckte Interessen, welche dem Project ein kräftiges Leben einhauchten. Die vernünftigen Leute, übrigens nur die kleinere Zahl, welche sich dem Plane entgegensetzten, wurden als Dummköpfe betrachtet. Man beschäftigte sich nur mit den beiden Projecten des Advocat Savaron.

Also nach achtzehn Monaten verborgener und unermüdlicher Arbeit war der Ehrgeizige in der Stadt Frankreichs, welche am starrsten auf ihrem alten Flecke bleibt und sich dem Fremden am schroffsten entgegenstellt, dahin gelangt, daß er sie völlig umwandelte, daß er dort, um so zu sagen, Regen und Sonnenschein machte, daß er einen allgemeinen Einfluß ausübte, ohne sein Zimmer zu verlassen. Er hatte

das Problem gelöst, ohne Popularität mächtig zu sein. Während dieses Winters gewann er auch noch sieben Processe für die Geistlichkeit zu Besançon. Bisweilen glaubte er aber auch schon die Luft der Kammern zu athmen. Sein Herz schlug höher bei dem Gedanken an seinen nahen Triumph. Dieses unbezähmbare Verlangen war es, das ihn das Interesse so Vieler aufregen, so viele Hilfsquellen erfinden ließ, das die letzten Kräfte seiner unverhältnißmäßig gespannten Seele verzehrte. Man rühmte seine Uneigennützigkeit, denn er nahm, ohne etwas zu erinnern, das Honorar seiner Clienten an, und war es auch noch so gering. Aber diese Uneigennützigkeit hatte eine moralische Nutzanwendung, denn er erwartete dagegen einen Preis, der köstlicher für ihn war, als alles Gold der Welt. Gleichsam um einem Kaufmanne, der in seinen Geschäften in Verlegenheit war, einen Dienst zu leisten, hatte er demselben im Monat October 1834 mit dem Gelde Leopold Hannequins ein Haus abgekauft, wodurch er wahlfähig wurde. Dieser vortheilhafte Erwerb hatte durchaus nicht den Anschein, als wäre er gesucht oder ersehnt.

„Sie sind ein sehr merkwürdiger Mann," sagte zu Savarus der Abbé von Grancey, der natürlich den Advocaten beobachtete und durchschaute.

Der General-Vicar war nämlich gekommen, um Albert einen Kanonikus vorzustellen, der seinen Rath in Anspruch nehmen wollte.

„Sie sind," sagte er zu ihm, „ein Priester, der nicht auf seinem Wege ist."

Dieses Wort überraschte Herrn v. Savarus.

45.

Die Rouxey.

Philomene, die schwache Jungfrau mit dem festen Kopfe, hatte beschlossen, Albert v. Savarus in die vornehme Gesellschaft des Salons de Rupt einzuführen. Sie beschränkte ihre Wünsche noch darauf, ihn zu sehen und seine Stimme zu hören.

Die Rouxey, das Erbgut derer von Watteville warfen nach Abzug aller Gefälle zehntausend Franks Renten ab; aber in andern Händen hätten sie noch mehr eingebracht. Die Sorglosigkeit des Barons, dessen Gemahlin vierzigtausend Franks jährliches Einkommen hatte, ließ die Rouxey unter der Verwaltung einer Art Meister Jakob, eines alten Dieners des Hauses Watteville, Namens Modinier. Nichts desto weniger begaben sich der Baron und die Baronin nach den Rouxey, wenn sie Lust hatten, sich auf das Land zu begeben, denn die Lage des Gutes ist sehr malerisch. Das Schloß, der Park, Alles ist ehedem von dem berühmten Watteville eingerichtet, der in seinem Alter mit Leidenschaft für diesen prächtigen Ort eingenommen war.

Zwischen zwei Alpen mit kahlen Scheiteln, welche der große und der kleine Ruoxey hießen, mitten in einer Schlucht, durch welche sich die Gewässer der nahen Berge stürzen, um sich dann mit den lieblichen Quellen des Doubs zu vereinen, fiel es Watteville ein, einen ungeheuern Damm zu bauen, indem er zwei Ableitungskanäle für zu hohen Wasserstand ließ. Ueber dem Damme gewann er einen lieblichen See und an dessen Ende zwei Wasserfälle, zwei schnelle Bäche, mit denen

er das trockne und unbebaute Thal, welches vor längerer Zeit durch eine Ueberfluthung verwüstet war, bewässerte. Diesen See, dieses Thal, diese beiden Berge umgab er mit einer Mauer und baute sich eine Karthause auf dem Damme, dem er eine Länge von drei Arpents gab, indem er alle Erde dahin fahren ließ, die ausgegraben werden mußte, um die Betten der beiden künstlichen Bäche und der Bewässerungskanäle anzulegen. Als der Baron v. Watteville sich den See über seinem Damme verschaffte, war er Eigenthümer der beiden Rouxey, aber nicht des obern Thales, welches er so überschwemmte, durch das ein Fahrweg führte und das in Form eines Hufeisens am Fuße des Dent de Vilard endet. Aber dieser wilde Greis flößte eine so große Furcht ein, daß während seines Lebens kein Einwohner von Riceys, einem kleinen Dorfe, welches am Abhange des Dent de Vilard liegt, gegen seine Anlagen Einspruch zu machen wagte.

Als der Baron starb, hatte er die von den beiden Rouxey kommenden Bäche durch eine starke Mauer am Fuße des Dent de Vilard vereinigt, damit sie die beiden Thäler, welche rechts und links vom Pic de Vilard in die Schlucht von Rouxey mündeten, nicht überschwemmen könnten. Seine Erben machten sich zu Beschützern des Dorfes Riceys und behaupteten so, was sich ihr Ahnherr angemaßt hatte. Der alte Mörder und Renegat, Abbé Watteville, hatte seine Laufbahn damit geendigt, daß er Bäume pflanzte, und längs des Abhanges des einen Rouxey einen prächtigen Weg anlegte, welcher mit der Hauptstraße in Verbindung stand. Mit diesem Park, mit dieser Niederlassung standen sehr schlecht bebaute Landgüter, Schweizereien auf den bei-

den Bergen und unbenutzte Waldungen in Verbindung. Man wird sich nun die Rouxey vorstellen können.

Es würde unnütz sein, die Geschichte weiter durch die Erzählung auszudehnen, wie Philomene durch wunderbare Anstrengungen und geistreiche List an ihr Ziel gelangte, ohne daß irgend ein Argwohn entstand. Es mag hinreichen zu sagen, daß sie, gehorsam ihrer Mutter, Mai 1835 in einer alten von derben Miethgäulen gezogenen Berline Besançon verließ, um mit ihrem Vater nach den Rouxey zu reisen.

46.
Ein schöner und guter Proceß.

Die Liebe erklärt den jungen Mädchen Alles. Als am Morgen nach ihrer Ankunft in den Rouxey Philomene vom nächtlichen Lager sich erhob, bemerkte sie durch das Fenster ihres Zimmers das schöne Wasserbecken, von dem sich aufsteigende Nebel erhoben, die Tannen und Lerchen einhüllten und dann an den Pics entlang weiter aufstiegen, bis sie die Höhe derselben erreicht hatten. Ein Ausruf der Verwunderung entfuhr ihren Lippen.

„Sie haben sich an Seen geliebt; sie wohnt an einem See! Gewiß, die Seen sind voll Liebe.“

Ein See, der vom thauenden Gebirgsschnee seine Nahrung erhält, hat eine Farbe wie der Opal, und eine Durchsichtigkeit, daß er dadurch zu einem großen Diamant wird. Wenn er dazu zwischen zwei Granitwänden, die von alten Tannen beschattet sind, eingeengt wird, wenn dort das

Schweigen einer Savanne oder Steppe herrscht, so entreißt er wohl Jedem den Ausruf der Verwunderung, bei welchem wir Philomene überraschten.

„Man verdankt dies Alles," sagte ihr Vater, „dem berühmten Watteville."

„Wahrlich," entgegnete das junge Müdchen, „man könnte ihm darüber seine Fehler verzeihen. Lassen Sie uns die Barke besteigen und bis an das Ende des See's fahren; das Frühstück wird uns dann um so besser schmecken."

Der Baron ließ zwei junge Gärtner kommen, welche das Rudern verstanden, und nahm seinen Premierminister Modinier mit. Der See ist sechs, an manchen Stellen zehn bis zwölf, Arpents breit, und vierhundert Arpents lang. Philomene hatte bald das Ende erreicht, welches an den Dent de Vilard, die Jungfrau dieser kleinen Schweiz, anlehnt.

„Da sind wir, Herr Baron," sagte Modinier, indem er den beiden Gärtnern ein Zeichen gab, die Barke an das Ufer anzulegen; „wollen Sie sehen ..."

„Was giebt's zu sehen?" fragte Philomene.

„O, nichts!" entgegnete der Baron. „Aber Du bist ein verschwiegenes Mädchen; wir haben Geheimnisse mit einander, und ich kann Dir sagen, was mir die Seele betrübt: es ist seit 1830 zwischen der Gemeinde von Riceys und mir hinsichtlich des Dent de Vilard ein Streit ausgebrochen, den ich schlichten möchte, ohne daß Deine Mutter es erfährt; denn sie ist heftig, sie würde Feuer und Flammen speien, besonders wenn sie erführe, daß der Maire von Riceys, ein Republikaner, die Behauptung aufgestellt hat, um seine Gemeinde aufzuwiegeln."

Philomene hatte die Kraft, ihre Freude zu verhehlen, um besser auf ihren Vater einwirken zu können.

„Welche Behauptung?“ fragte sie.

„Mein Fräulein,“ erklärte Modinier, „die Bewohner von Riceys haben seit langer Zeit das Hut- und Weiderecht auf ihrer Seite des Dent de Vilard. Nun behauptet aber Herr Chantonnit, seit 1830 ihr Maire, daß der ganze Berg der Gemeinde gehöre und dieselbe vor hundert und einigen Jahren sich auf unsere Besitzungen erstreckt hätte. Sie begreifen, daß wir danach jetzt nicht mehr auf unserm Grund und Boden sein würden. Dann würde man aber auch ferner noch sagen, was die alten Leute von Riceys behaupten, daß der ganze Grund, wo jetzt der See ist, mit Gewalt vom Abbé von Watteville genommen sei. Das wäre aber der Untergang der Rouxey.“

„Ach, mein Kind, unter uns gesagt, es ist wahr,“ gestand gutmüthig Herr v. Watteville. „Dieses Land ist nur eine verjährte unrechtmäßige Besitzung. Auch wollte ich schon, um in Ruhe leben zu können, der Gemeinde vorschlagen, die Grenzen in Güte festzusetzen.“

„Wenn Sie der Republik nachgeben, wird sie Sie verschlingen. Sie müssen Ricey bedrohen.“

„Das habe ich dem gnädigen Herrn schon gestern Abend gesagt,“ versetzte Modinier. „Aber um ein Ueberflüssiges zu thun, habe ich vorgeschlagen, daß wir auf dieser oder der andern Seite des Berges suchen wollten, ob sich nicht die Spuren einer alten Grenze fänden.“

Seit hundert Jahren hatte man den Dent de Villard von Seiten beider Parteien untersucht, auch eine Art Grenzmauer zwischen der Gemeinde Riceys und den Rouxey ge-

funden, aber ihre äußerste Ausdehnung nicht entdecken können. Da der Gegenstand des Streites sechs Monate im Jahre mit Schnee bedeckt war, so war die Untersuchung von Natur eine sehr kalte. Auch bedurfte es des Feuers, welches durch die Revolution von 1830 in den Vertheidigern des Volks angefacht wurde, um diesen Streit wieder aufzunehmen, durch welchen Herr Chantonnit, Maire von Riceys, sein Dasein an der ruhigen Grenze der Schweiz dramatisiren und seine Verwaltung verewigen wollte. Chantonnit stammte, wie sein Name anzeigt, von Neufchatel.

47.
Philomenens Einleitung.

„Mein lieber Vater," sagte Philomene, als sie wieder in die Barke stiegen, „ich billige Modiniers Meinung. Wenn Sie die Hälfte des Dent de Vilard behaupten wollen, müssen Sie mit Kraft handeln und einen richterlichen Urtheilsspruch zu erlangen suchen, der Sie über die Unternehmungen eines Chantonnit hinwegsetzt. Warum sollten Sie sich auch fürchten? Nehmen Sie den berühmten Advocat Savaron an, aber schnell, ehe ihn Chantonnit für die Interessen seiner Gemeinde gewinnen kann. Der, welcher den Proceß des Capitels gegen die Stadt gewonnen hat, wird auch die Sache der Watteville gegen die Bewohner von Riceys gewinnen. Außerdem," fuhr sie dann fort, „werden die Rouxey einst (wenn auch erst sehr spät, wie ich hoffe) mir gehören; nun wohl! hinterlassen Sie mir keinen

Proceß. Ich liebe diese Besitzung und werde sie oft bewohnen, werde sie vergrößern, so sehr ich kann. An diesen Ufern werde ich reizende englische Anlagen und Blumenpartieen anlegen. Auf nach Besançon, um nicht anders, als mit dem Abbé von Grancey, Herrn Savaron und meiner Mutter, wenn sie will, hierher zurückzukehren. Sie können dann thun, was Sie wollen; aber in Ihrer Stelle, hätte ich mich schon entschieden. Sie nennen sich Watteville und fürchten sich vor einer Klage! Wenn Sie den Proceß verlieren, so werde ich Ihnen mit keinem Worte einen Vorwurf machen."

„Ach, wenn Du so anfängst," sagte der Baron, „so will ich gern; ich werde mit dem Advocat sprechen."

„Also ein Proceß, das ist allerliebst. Das bringt neues Leben, man geht, man kommt, man ist in Thätigkeit. Werden Sie nicht tausend Wege zu den Richtern zu machen haben? Ich weiß noch, daß der Abbé von Grancey länger als zwanzig Tage nicht bei uns gewesen war, so sehr beschäftigte ihn sein Proceß."

„Aber es handelte sich auch um die ganze Fortdauer des Capitels," erinnerte Herr v. Watteville, „und die Eigenliebe, das Gewissen des Erzbischofs, Alles, wovon die Priester leben, stand auf dem Spiele! dieser Savaron weiß nicht, was er für das Capitel gethan hat: er hat es gerettet!"

„Nicht wahr," sagte sie ihrem Vater ins Ohr, „wenn wir Herrn Savaron für uns haben, so haben wir gewonnen? Aber ich will Ihnen einen Rath geben: nur durch Herrn v. Grancey können Sie Herrn Savaron bekommen. Wenn Sie mir folgen wollen, so werden wir zusammen mit dem lieben Abbé sprechen, ohne daß meine Mutter etwas

von der Zusammenkunft weiß, denn ich kenne ein Mittel, wodurch wir ihn bestimmen können, den Advokat Savaron uns zuzuführen."

„Es wird schwer sein, Deiner Mutter die Sache zu verheimlichen."

„Der Abbé von Grancey wird sie ihr später mittheilen; aber entschließen Sie sich, bei den nächsten Deputirten-Wahlen Herrn Savaron Ihre Stimme zu geben, und Sie werden sehen, er übernimmt den Proceß."

„Zu den Wahlen gehen! einen Schwur leisten!" seufzte der Baron de Watteville.

„Bah!" sagte sie.

„Und was wird Deine Mutter sagen?"

„Sie wird Ihnen vielleicht befehlen hinzugehen," antwortete Philomene, welche aus Alberts Brief an Leopold die Verpflichtungen des Generalvicars kannte.

48.

Es geht nicht.

Vier Tage später schlüpfte früh am Morgen der Abbé de Grancey zu Albert de Savarus, nachdem er ihm schon am Abend vorher seinen Besuch hatte anmelden lassen. Der alte Priester wollte den großen Advocaten für das Haus Watteville gewinnen, ein Schritt, welcher die Sicherheit und Feinheit enthüllt, welche Philomene ganz unentdeckt entfaltet hatte.

„Was kann ich für Sie thun, Herr Generalvicar?“ fragte Savarus.

Der Abbé setzte mit außerordentlicher Gutmüthigkeit die Sache auseinander, aber Albert hörte ihn kalt an.

„Herr Abbé,“ antwortete er, „es ist mir unmöglich, mich mit den Angelegenheiten der Familie Watteville zu befassen, und Sie werden erfahren, warum. Meine Rolle besteht darin, daß ich hier die größte Neutralität beobachte. Ich will keiner Farbe mich hingeben und ein Räthsel bleiben, bis an den Vorabend meiner Wahl. Für die Watteville eine Sache führen, das würde in Paris unbemerkt bleiben, aber hier ... hier, wo Alles ausgelegt und mit Anmerkungen begleitet wird, würde man mich allgemein als einen Mann aus der Vorstadt Saint-Germain erkennen.“

„Ha, glauben Sie,“ nahm der Abbé das Wort, „daß Sie unbekannt bleiben werden, wenn am Tage der Wahlen die Candidaten sich angreifen? Man wird dann erfahren, daß Sie Savaron de Savarus heißen, daß Sie Requetenmeister gewesen, daß Sie ein Mann der Restauration sind.“

„Am Tage der Wahlen,“ sagte Savarus, „werde ich Alles sein, was ich sein muß. Ich rechne darauf, schon in den vorbereitenden Versammlungen zu reden.“

„Wenn Herr v. Watteville und sein Anhang Sie unterstützten, so würden Sie hundert handfeste Stimmen haben, die ein wenig sicherer sind, als die, auf welche Sie rechnen. Man kann wohl Zwietracht zwischen die Parteien säen, aber Ueberzeugungen überwindet man nicht.“

„Ha! zum Henker,“ fuhr Savarus auf, „ich liebe Sie und kann viel für Sie thun, mein Vater. Wie auch der Proceß des Herrn v. Watteville stehen mag, man kann ihn

bis nach den Wahlen in die Länge ziehen, wenn Girardet angenommen wird. Am Tage nach meiner Wahl werde ich ihn beendigen."

„Nun, so thun Sie wenigstens etwas," sagte der Abbé, „und kommen Sie mit in das Hôtel de Rupt. Es ist dort eine junge Person, welche einst hunderttausend Livres Renten haben wird und Sie können sich den Anschein geben, als machten Sie ihr den Hof."

„Ah! das junge Mädchen, welches ich oft in diesem Kiosk sehe?"

„Ja, Fräulein Philomene," erwiederte der Abbé Grancey. „Sie sind ehrgeizig. Wenn Sie ihr gefallen, so können Sie Alles werden, was ein Ehrgeiziger werden will: Minister. Man wird stets Minister, wenn man mit einem Vermögen, das tausend Livres Renten abwirft, Ihre Fähigkeiten verbindet."

„Herr Abbé," versetzte Albert lebhaft, „es würde mir unmöglich sein, Fräulein v. Watteville zu heirathen, wenn sie mich auch anbetete und drei Mal mehr Vermögen hätte."

„Sollten Sie verheirathet sein!"

„Nicht in der Kirche, nicht in der Mairie," sagte Savarus, „aber vor Gott."

„Um desto schlimmer, wenn von Seiten Ihrer Geliebten eben so viel Festigkeit vorhanden, wie von Ihrer Seite," antwortete der Abbé. „Alles, was noch nicht geschehen ist, kann rückgängig gemacht werden. Setzen Sie Ihr Vermögen und Ihre Pläne so wenig auf den Willen einer Frau, wie ein weiser Mann auf die Schuh eines Sterbenden wartet, um einen Weg anzutreten."

„Lassen wir Fräulein v. Watteville," entgegnete Albert

ernst, „und kehren wir zu der Sache zurück. Für Sie, den ich ehre und achte, werde ich vor Gericht auftreten, aber für Herrn v. Watteville erst nach den Wahlen. Bis dahin wird Herr Girardet nach meinem Rath die Sache führen. Das ist Alles, was ich thun kann."

„Aber es ist eine Streitsache, die man nur entscheiden kann, wenn man an Ort und Stelle gewesen ist," sagte der Generalvicar.

„Girardet wird sich an Ort und Stelle begeben."

49.
Mädchenwuth.

„Ach! so habe ich denn meinen Vater in einen Proceß verwickelt, habe so viel gethan, um ihn bei uns einzuführen!" sagte Philomene oben in dem Kiosk zu sich und blickte nach dem Advocat, der in seinem Kabinet arbeitete. Es war aber am Tage nach der Zwiesprache Alberts mit dem Abbé von Grancey und sie hatte den Erfolg derselben von ihrem Vater gehört. „So habe ich denn schreckliche Verbrechen begangen und Du wirst nicht in das Hôtel de Rupt kommen, und ich werde Deine hinreißende Stimme nicht hören! Du machst von Bedingungen Deine Hilfe abhängig, wenn die Watteville und die Rupt Dich auffordern! Nun wohl! Gott weiß es, ich wollte nur das geringe Vergnügen, Dich zu sehen, Dich zu hören, mit Dir nach den Rouxey zu reisen, um durch Deine Nähe geheiligt zu werden. Ich wollte nicht mehr. Aber jetzt will ich Deine Frau werden. Ja, ja, schau

ihre Bilder an, betrachte ihre Salons, ihr Zimmer, die vier Seiten ihrer Villa, die Aussichten ihrer Gärten. Du erwartest ihre Statue! Ich werde sie selbst zu kaltem Marmor für Dich machen! Diese Frau liebt außerdem gar nicht. Ihre Künste, ihre Geschicklichkeit, ihre Briefe, ihr Gesang und ihre Musik haben ihm die Hälfte seiner Sinne und Klugheit geraubt. Sie ist schon alt, und mein Abert würde mit ihr unglücklich sein!"

„Warum bleibst Du denn so lange hier, Philomene?" fragte ihre Mutter, welche eben hinzutrat und die Betrachtungen ihrer Tochter unterbrach. „Herr v. Soulas ist im Salon und bemerkte Deine Stellung, welche auf ein tieferes Denken deutet, als man in Deinem Alter finden sollte."

„Herr v. Soulas ist wohl ein Feind des Denkens?" fragte sie.

„Du hast also wirklich gedacht?" fragte Frau v. Watteville.

„Nun ja, Mama."

„Ei! nein, Du dachtest nicht! Du sahest nach den Fenstern des Advocaten, und das ist weder anständig noch schicklich, und Herr v. Soulas am wenigsten sollte so etwas bemerken."

„Warum nicht?" fragte Philomene.

„Es ist Zeit, daß Du unsere Absichten erfährst," sagte die Baronin; „er findet Dich ganz nett, und Du würdest als Gräfin v. Soulas auch nicht unglücklich sein."

Philomene, blaß wie eine Lilie, antwortete ihrer Mutter nichts, so verdutzt wurde sie durch ihre widerstrebenden Gefühle. Aber in Gegenwart des Mannes, den sie seit einem Augenblicke haßte, gewann sie es über sich, ihr Ant-

litz in lächelnde Falten zu legen. Endlich konnte sie sogar lachen, hatte die Kraft, ihre sich legende Wuth zu verbergen, denn sie beschloß, diesen dummen und einfältigen jungen Mann zu ihren Zwecken zu brauchen.

„Herr Amédée,“ redete sie ihn in einem Augenblicke an, wo die Baronin ihnen im Garten voraus gegangen war, um den jungen Leuten Gelegenheit zu geben, allein zu sein, „Sie wissen vielleicht nicht, daß Herr Albert Savaron de Savarus Legitimist ist.“

„Legitimist!“

„Vor 1830 war er Rekettenmeister im Staatsrath, Attaché des Präsidenten im Ministerrath, gern gesehen von Dauphin und Dauphine. Es wäre gut für Sie gewesen, wenn Sie nichts Böses von ihm gesprochen hätten; aber noch besser wäre es, wenn Sie dieses Jahr in die Wahl gingen, für ihn stimmten und Herrn v. Chavoncourt verhinderten, Vertreter der Stadt Besançon zu werden.“

„Woher diese plötzliche Theilnahme an diesem Savaron?“

„Herr Albert de Savarus, natürlicher Sohn des Grafen v. Savaron, ist ... (betrachten Sie, ich bitte, das als Geheimniß, was ich Ihnen ausplaudere) wird unser Sachwalter in dem Proceß wegen der Rouxey, wenn er zum Deputirten ernannt ist. Die Rouxey, hat mir mein Vater gesagt, werden mein Eigenthum sein, ich will dort wohnen, denn es ist dort entzückend! Ich würde in Verzweiflung sein, wenn ich diese prächtige Schöpfung der Familie Watteville vernichtet sähe!“

„Teufel!“ dachte Amédée, als er das Hôtel de Rupt verließ, „das Mädchen ist nicht dumm!“

50.

Die Chavoncourt.

Herr v. Chavoncourt ist ein Royalist, welcher zu den bekannten Zweihundertundeinundzwanzig gehört. Daher verkündete er vom Tage nach der Julirevolution an die heilsame Lehre der Eidesleistung und des Kampfes mit der Ordnung der Dinge, nach Art der Torys in England gegen die Whigs. Diese Lehre wurde nicht angenommen von den Legitimisten, welche bei ihrer Niederlage das Talent hatten, anderer Meinung zu sein und sich an die Kraft ihrer Schwäche und an die Vorsehung zu halten. Dem Mißtrauen seiner Partei ausgesetzt, schien Herr v. Chavoncourt den Leuten vom Juste-Milieu die herrlichste Wahl getroffen zu haben und sie schätzten den Triumph seiner gemäßigten Ansichten höher, als die Ovation eines Republikaners, den die Exaltirten und Patrioten feierten. Herr v. Chavoncourt, ein in Besançon sehr geachteter Mann, war das Haupt einer alten Parlementsfamilie; sein Vermögen, ungefähr funfzehntausend Franks Renten, machte Niemand neidisch, und zwar um so weniger, da er einen Sohn und zwei Töchter hatte. Funfzehntausend Livres Renten sind nichts bei solchem Ansehen. Wenn aber unter solchen Umständen ein Familienvater ein redlicher Mann bleibt, so wäre es unglaublich, wenn seine Wähler ihn nicht achten sollten; die Wähler sind eben so leidenschaftlich für das schöne Ideal der Parlements-Tugend eingenommen, wie das Parterre für die edeln Handlungen, die es nicht übt.

Frau v. Chavoncourt, damals vierzig Jahr alt, war

eine der schönsten Frauen von Besançon. Während der Sessionen lebte sie ganz dünn auf einem ihrer Landgüter, um durch ihre Sparsamkeit den Aufwand wieder auszugleichen, den Herr v. Chavoncourt in Paris machen mußte. Im Winter sah sie ein Mal in der Woche, Dienstags, Gesellschaft in ihrem Hause und wußte dabei sehr wohl ihre Pflichten als Hausfrau zu erfüllen.

Der junge Chavoncourt, damals zweiundzwanzig Jahr alt und ein anderer junger Edelmann, Namens v. Vauchelles, nicht viel reicher als Amédée und dessen Schulkamerad, waren die genauesten Freunde. Sie reisten zusammen nach Granvelle und machten in Gemeinschaft einige Jagdpartieen mit. Sie waren so bekannt, daß man sie nur mit einander auf das Land einlud. Philomene, eben so vertraut mit dem Fräulein Chavoncourt, wußte, daß die drei jungen Männer keine Geheimnisse vor einander hatten. Sie dachte sich, daß, wenn Herr v. Soulas etwas ausspräche, er dieses gegen seine beiden vertrauten Freunde thun würde. Herr v. Vauchelles hatte aber den Plan für seine Verheirathung eben so gut gemacht, wie Amédée den für die seinige: er wollte Victoire de Chavoncourt, die ältere der beiden Fräulein heimführen, der eine alte Tante contractmäßig hunderttausend Franks und ein Landgut, welches jährlich siebentausend Franks abwarf, zusichern sollte. Victoire war nämlich Pathchen und Liebling dieser Tante.

Obgleich also Philomene voraussetzen konnte, daß der junge Chavoncourt und sein Freund Vauchelles den Herrn v. Chavoncourt von der Gefahr benachrichtigen würden, welche ihm durch Alberts Anstrengungen bereitet wurde; so war ihr dies doch noch nicht genug, sondern sie schrieb mit

der linken Hand an den Präfect des Departements einen anonymen Brief, den sie mit „ein Freund Louis Philippes“ unterzeichnete, und in welchem sie ihn mit den heimlichen Bestrebungen des Herrn Albert Savarus bekannt machte, und zugleich auf die gefährliche Unterstützung hinwies, welche Berryer durch einen royalistischen Redner erhalten würde. Zugleich entschleierte sie ihm die geheimnißvolle Lebensweise, welche der Advocat während zwei Jahren in Besançon geführt hatte. Der Präfect war ein geschickter Mann, ein persönlicher Feind der royalistischen Partei und aus Ueberzeugung der Juli-Regierung zugethan, kurz einer von jenen Männern, welche im Ministerium des Innern in der Rue de Grenelle den Ausruf entlocken: „Wir haben einen guten Präfect in Besançon.“ Dieser Präfect las den Brief und befolgte dann den Rath, welcher ihm in demselben gegeben ward, indem er ihn verbrannte.

Philomene wollte die Wahl Alberts vereiteln, um ihn noch fünf Jahre in Besançon zu behalten.

51.

Vorbereitungen.

Die Wahlen veranlaßten darauf einen Streit zwischen den Parteien, und um über diese zu triumphiren, wählte das Ministerium sein Terrain und den Augenblick des Streits. So durften also die Wahlen erst nach drei Monaten geschehen. Wenn ein Mann sein ganzes Leben von einer Wahl erwartet, so ist die Zeit, welche von dem Befehl zur Zusam-

menberufung der Wahlcollegien, bis zu dem für die Wahl angesetzten Tage verläuft, eine Zeit, während welcher sein gewöhnliches Leben aufgehört hat. Auch Philomene begriff, wie viel Spielraum ihr Alberts Zerstreutheit und Unruhe während dieser drei Monate ließen. Sie versprach Marietten, wie diese später gestand, sie und Jerome in ihren Dienst nehmen zu wollen, wogegen sie erreichte, daß ihr wieder alle Briefe übergeben wurden, welche Albert nach Italien sandte und welche für ihn aus diesem Lande ankamen. Und während das außerordentliche Mädchen solchergestalt seine Pläne verfolgte, brachte es seinen Vater unter seinen Pantoffel und verdoppelte seine anscheinende Offenherzigkeit und Unschuld, wohl begreifend, wozu ihm dieser Schein nützen könnte.

„Philomene wird reizend,“ sagte der Baron v. Watteville.

Zwei Monat vor den Wahlen war eine Versammlung bei Herrn Boucher dem Vater. Sie bestand aus dem Unternehmer der Zeitschrift, welcher auf den Bau der Brücke und die Wasserleitung vom Arcier rechnete, aus dem Schwiegervater des Herrn Boucher, aus Herrn Granet, dem einflußreichen Manne, welchem Savarus einen wichtigen Dienst geleistet hatte, und der ihn dagegen als Candidat vorschlagen wollte, aus dem Sachwalter Girardet, aus dem Drucker der **Revue de l'Est**, und aus dem Präsident des Handelsgerichts. Im Ganzen bestand die Versammlung aus siebenundzwanzig Personen aus der Zahl der in der Provinz sogenannten „dicken Mützen.“ Jede dieser Person vereinigte in sich sechs Stimmen, allein wenn sie dieselben herzählte, so wurden es deren wohl zehn, denn es ist einmal allgemeine

Schwachheit, seinen Einfluß vergrößern zu wollen. In dieser ersten Versammlung wurde mit einer Begeisterung, die Niemand hätte in Besançon erwarten können, der Advocat Savaron als Candidat gewählt. Während Albert zu Hause wartete, daß Alfred Boucher zu ihm käme, um ihn zu der Versammlung abzuholen, plauderte er mit dem Abbé de Grancey, der an seinem ungeheuern Ehrgeiz Gefallen fand. Albert hatte das ungemeine politische Gewicht des Priesters erkannt, und dieser, ergriffen von den Bitten des jungen Mannes, hatte ihm gern als Führer und Rathgeber in seinem letzten Kampfe dienen wollen. Das Capitel liebte Herrn v. Chavoncourt nicht; der Schwager seiner Frau, Präsident des Gerichtshofes, hatte das Capitel seinen berüchtigten Proceß in erster Instanz verlieren lassen.

„Sie sind verrathen, mein lieber Sohn," sagte zu Albert der feine und ehrwürdige Abbé mit jener sanften und ruhigen Stimme, welche die alten Priester anzunehmen pflegen.

„Verrathen!" rief der Verliebte aus, tief im Innersten erschüttert.

„Durch wen, das weiß ich nicht," erwiederte der Priester. „Die Präfectur kennt Ihre Pläne und schaut in Ihre Karte. Ich kann Ihnen in diesem Augenblicke keinen Rath geben. Solche Fälle verlangen besonnenes Handeln."

„Ach! ich habe das erwartet!" rief Savarus in verzweifelndem Tone aus.

„Hätten Sie meinen Rath befolgt und die Gelegenheit benutzt, sich in dem Hôtel de Rupt zu zeigen, so würden Sie viel gewonnen haben."

„Was?"

„Die Stimme aller Royalisten, eine augenblickliche Zusicherung, sämmtlich in den Wahlen zu erscheinen ... mehr als hundert Stimmen!“

Alfred Boucher trat ein, voll Begeisterung den Beschluß der vorbereitenden Versammlung mitzutheilen; aber er fand den Generalvicar, so wie den Advocat kalt, ruhig und ernst.

„Leben Sie wohl, Herr Abbé,“ sagte Albert, „nach den Wahlen werden wir ausführlicher von Ihren Angelegenheiten sprechen.“

Der Advocat drückte auf vielsagende Weise die Hand des Herrn v. Grancey und nahm dann den dargebotenen Arm Alfreds an. Der Priester blickte den Ehrsüchtigen an, dessen Antlitz bereits jenen erhabenen Ausdruck zeigte, welchen man bei einem Feldherrn findet, der den ersten Kanonenschuß einer Schlacht erwartet. Er erhob die Augen zum Himmel und ging, indem er zu ihm sagte:

„Welch ein schöner Priester würde er werden!“

52.

Der Würfel wird geworfen.

Die Beredtsamkeit findet sich nicht vor den Schranken. Selten entwickelt dort der Anwalt die wahren Kräfte des Geistes, denn in wenigen Jahren würde er sich dadurch aufreiben. Die Beredtsamkeit ist auch auf der Kanzel heutigen Tages selten, aber sie findet sich in gewissen Sitzungen der Deputirtenkammer, wo der Ehrgeizige Alles auf das Spiel

setzt, wo sie, von tausend Pfeilen aufgeregt, im günstigen Augenblicke losbricht. Bei gewissen bevorzugten Personen findet sie sich auch in der peinlichen Viertelstunde, wo ihre Bestrebungen entweder Erfolg haben oder fallen sollen. So entwickelte Albert Savarus in jener Versammlung, zu der er von Alfred abgeholt war, alle Kräfte seiner Seele und seines Geistes, denn er fühlte, daß die Nothwendigkeit für ihn da sei, sich Anhänger zu verschaffen. Er trat in den Saal ohne Blödigkeit, aber auch ohne Anmaßung, ohne Schwäche oder Feigheit zu verrathen, sondern würdig und sah sich unbefangen in der Mitte von dreißig und einigen Männern um; denn als die Versammlung und ihre Beschlüsse bekannt geworden waren, hatten sich schon einige Schafe gefunden, welche gelehrig der Glocke des Leithammels folgten. Albert drückte Herrn Boucher die Hand, als hätte er ihn von der plötzlich erschienenen Gefahr dadurch in Kenntniß setzen wollen und bat dann durch ein Zeichen um Stille.

„Mein junger Freund, Alfred Boucher hat mich eben von der Ehre in Kenntniß gesetzt, die man mir erwiesen hat. Aber bevor Ihr Entschluß unwiderruflich wird, glaube ich Ihnen erklären zu müssen, wer Ihr Candidat ist, damit Ihnen die Freiheit bleibe, Ihr Wort zurückzunehmen, wenn Sie durch meine Mittheilungen beunruhigt werden sollten.“

Dieser Eingang bewirkte ein tiefes Schweigen. Albert erzählte darauf sein früheres Leben, nannte seinen wahren Namen, seine Beschäftigungen unter der Restauration und berichtete darauf, wie er seit seiner Ankunft in Besançon ein neuer Mensch geworden sei und neue Pläne für die Zukunft entworfen habe. Man sagt, daß die Zuhörer, während

Albert aus dem Stegreif sprach, kaum zu athmen gewagt hätten. Diese Männer, deren Interessen so verschiedenartig waren, wurden durch die bewundernswürdige Beredtsamkeit unterjocht, welche aus dem übersprudelnden Herzen des Ehrgeizigen kam. Die Bewunderung verhinderte alles Nachdenken. Man begriff nur Eins, das Eine, was Albert eben ihnen zur Ueberzeugung machen wollte.

„Wäre es nicht besser für eine Stadt, einen Deputirten zu haben, der geschaffen ist, um eine ganze Welt zu lenken, als eine Maschine, die nur ihr Votum abgeben kann? Der Staatsmann trägt eine Allmacht in seinem Busen, während der mittelmäßige, obschon unbestechliche Deputirte nur sein Gewissen hat. Welcher Ruhm ist es für die Provence, daß sie Mirabeau erkannt hat, daß sie seit 1830 den einzigen Staatsmann, welchen die Julirevolution hervorgebracht, als Deputirten gesandt hat!“

Niedergeschmettert durch die Gewalt dieser Beredtsamkeit, glaubten alle Zuhörer, daß dieselbe ein gewaltiges Werkzeug politischer Macht für ihren Repräsentanten werden müßte. Sie sahen Alle in Albert Savaron schon den Minister Savarus. Der gewandte Candidat errieth die geheimen Berechnungen seiner Zuhörer und ließ sie merken, daß sie vor Allen das Recht haben würden, sich seines Einflusses zu bedienen.

Nie hatte ein Mensch einen ähnlichen Sieg errungen. Aber unglücklicher Weise hat das Wort nur eine Wirkung für den Augenblick. Das Nachdenken tödtet das Wort, wenn das Wort nicht auch über das Nachdenken gesiegt hat. Hätte man damals gestimmt, gewiß wäre Alberts Name in demselben Augenblicke aus der Urne gesprungen, er wäre

Sieger gewesen; aber so mußte er, um seinen Sieg zu behaupten, zwei Monate lang täglich siegen. Albert trat ab mit klopfendem Herzen; Beifall der Besançonner folgte ihm. Er hatte wenigstens den großen Erfolg gehabt, daß die Handelswelt von Besançon den Advokat Savaron de Savarus zu ihrem Candidat machte. Alfred Boucher war ergriffen von einem ansteckenden Enthusiasmus, der aber auf die Länge sehr ungeschickt werden mußte.

Der Präfect, erschreckt durch diesen Erfolg, überrechnete sogleich die Zahl der ministeriellen Stimmen und wußte sich eine geheime Zusammenkunft mit Herrn von Chavoncourt zu verschaffen, um diesen mit sich zu verbünden. Jeden Tag verminderte sich die Zahl der Anhänger Bouchers, ohne daß Albert erfahren konnte, warum. Einen Monat vor den Wahlen sah sich Albert kaum noch im Besitz von sechzig Stimmen. Nichts widerstand den unbemerklichen Arbeiten der Präfectur. Drei oder vier gewandte Männer flüsterten den Clienten Alberts in's Ohr: „Wird der Deputirte auch Eure Prozesse gewinnen, Euch Rath geben, Eure Contracte abschließen? Wenn Ihr, anstatt ihn in die Kammern zu schicken, ihm nur die Hoffnung gebt, daß dieses nach fünf Jahren geschehen werde, so wird er noch fünf Jahre lang Euer Sklav sein.“ Diese Berechnung war für Savarus um so nachtheiliger, als schon einige Frauen von Kaufleuten auf eben dieselbe gefallen waren. Die bei der Brücken- und Wasserleitungsgeschichte Betheiligten wurden durch einen ministeriellen Abgeordneten umgestimmt, der ihnen begreiflich machte, daß die Präfectur und nicht ein ruhmsüchtiger Mann, sie unterstützen könne. So wurde jeder Tag ein Tag der Niederlage für Albert, obgleich an jedem Tage

seine Anhänger für ihn kämpften. Er wagte nicht zu dem Generalvicar zu gehen, und dieser zeigte sich nicht bei ihm. Fiebernd stand Albert Morgens auf, fiebernd legte er sich Abends wieder nieder und sein Gehirn drohte vor Gluth zu zerspringen.

53.
Vorbereitungen zur Wahl.

Endlich kam der Tag des ersten Kampfes, den man die **Reunion preparatoire** nennt. An diesem Tage werden die Stimmen gezählt, die Candidaten beurtheilen ihre Aussichten, und gewandte Männer können ihren Erfolg oder Fall schon voraussehen. Ein solcher Tanz stellt eine Art anständige **Hustings** dar, bei denen zwar die Volksmasse fehlt, die aber doch schrecklich sind; die Leidenschaften, werden sie auch nicht so handgreiflich, wie in England, sind darum doch nicht weniger aufgeregt. Die Engländer machen ihre Sache mit Faustthieben ab, die Franzosen schlagen sich mit Redensarten. Unsere Nachbaren im Norden liefern eine Schlacht; in Frankreich bekämpft man das Geschick mit kalten, ruhig ausgearbeiteten Berechnungen. Bei diesem politischen Acte zeigen also die beiden Nationen ihren Charakter auf ganz entgegengesetzte Art. Die Radicalen stellten Herrn von Chavoncourt als ihren Candidaten vor; dann trat Albert auf, welcher von den Radicalen und den Anhängern des Herrn von Chavoncourt als ein Mann der Rechten, als ein zweiter Berryer angeklagt wurde, der mit Cha-

voncourt keinen Vergleich aushalten könnte. Auch der Minister hatte einen Candidaten gestellt, welcher die rein ministeriellen Stimmen für sich hatte. Da die Stimmen so getheilt waren, so kam es zu keinem Resultat. Der Candidat der republikanischen Partei hatte zwanzig Stimmen, das Ministerium funfzig, Herr von Chavoncourt fünf und sechzig, Albert siebzig. Aber die treulose Präfectur hatte dreißig von ihren ergebensten Anhängern für Albert stimmen lassen, um diesen, ihren Gegner, zu täuschen. Die Stimmen des Herrn von Chavoncourt, vereinigt mit den wirklichen achtzig Stimmen der Präfectur, mußten bei der Wahl siegen, sobald es dem Präfect nur gelang, einige Stimmen von den Radicalen noch herüberzuziehen. Hundert und sechzig Stimmen fehlten noch, die Stimmen des Herrn von Grancey und die der Legitimisten.

Eine Reunion preparatoire ist für die Wahlen das, was eine Generalprobe für das Theater, das Trügerischeste von der Welt. Albert Savarus kam nach Hause, schien recht gefaßt, aber war im Grunde dem Tode nahe. Er hatte das Talent, die Geschicklichkeit oder das Glück gehabt, in den letzten vierzehn Tagen zwei ergebene Männer für sich zu gewinnen, den Schwiegervater Girardets und einen alten, sehr schlauen Kaufmann, zu welchem ihn Herr von Grancey geschickt hatte. Diese beiden braven Männer waren seine Spione geworden, während sie in den Augen der Gegner seine erbittersten Feinde schienen. Gegen Ende der vorbereitenden Session ließen sie Savarus durch Herrn Boucher sagen, daß unter seiner Partei dreißig Stimmen gegen ihn wären, um auf seine Rechnung für seine Gegner zu wirken. Ein Verbrecher, der zum Richtplatze schreitet, duldet

nicht so viel, wie Albert, als er aus dem Saale, wo über sein Loos die ersten Würfel geworfen waren, nach seiner Wohnung zurückkehrte. Der verzweifelnde Liebhaber wollte von Niemand begleitet sein. Er ging allein durch die Straßen zwischen elf Uhr und Mitternacht.

Um ein Uhr Morgens saß Albert, den seit drei Tagen kein Schlaf mehr heimsuchte, in seiner Bibliothek auf einem Lehnsessel à la Voltaire, das Antlitz bleich, als wollte er verscheiden, die Hände aufgestützt, die ganze Handlung würdig einer verzweifelnden Magdalena. Thränen hingen zwischen seinen langen Wimpern, aber solche Thränen, welche die Augen wohl befeuchten, doch nicht über die Wangen rollen, die der Gedanke abtrocknet und die Gluth der Seele verzehrt. Allein konnte er doch weinen! Da erblickte er eine weiße Gestalt unter dem Kiosk.

„Und drei Monat ist es schon, daß ich keinen Brief von ihr empfing? Was macht sie? Ist sie krank? O meine Liebe! o mein Leben! wirst Du je begreifen, was ich ertragen habe? Was für eine häßliche Organisation ich habe! Leide ich an einer Herzgeschwulst?“ So fragte er sich, indem er sein Herz befühlte, welches so heftig schlug, daß die Schläge widerhallten in der Stille, wie wenn Sandkörner auf das Leder eines großen Koffers fallen.“

Da tönten drei leise Schläge an seine Thür. Er öffnete schnell und glaubte vor Freude in Ohnmacht zu fallen, als der Generalvicar mit froher, triumphirender Miene vor ihm stand.

54.

Ein Priester ist ein sicherer Freund.

Albert nahm den Abbé de Grancey bei der Hand, ohne ein Wort zu sagen, umarmte ihn, drückte ihn an sich und ließ sein Haupt auf die Schulter des Greises sinken. Er wurde wieder zu einem Kinde, er weinte, wie er damals geweint hatte, als er erfuhr, daß Francisca Soderini vermählt sei. Nur diesem Priester, auf dessen Antlitz der Schimmer der Hoffnung strahlte, ließ er seine Schwäche merken.

„Verzeihung, theurer Abbé, aber Sie kamen in einem jener erhabenen Augenblicke, wo man aufhört, ein Mensch zu sein. Glauben Sie nicht, daß ich zu der Zahl der gewöhnlichen Ehrsüchtigen gehöre.“

„Ich weiß es,“ entgegnete der Abbé, „Sie spielten den Ehrgeizigen aus Liebe. Ach, mein Sohn, auch ich wurde 1786 in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren Priester aus Liebes-Verzweiflung. 1788 war ich Pfarrer. Ich kenne das Leben. Schon drei Bisthümer habe ich ausgeschlagen; ich will in Besançon sterben.“

„Kommen Sie, sehen Sie sie!“ rief Savarus aus, ergriff das Licht und führte den Abbé in das prachtvolle Kabinet, in welchem das Bild der Herzogin von Argaiolo hing.

„Sie ist eine Frau, die geschaffen ist, um zu herrschen,“ sagte der Vicar, wohl begreifend, wie viel Zuneigung ihm durch diese Mittheilung Albert bezeuge. „Aber es liegt viel Stolz auf ihrer Stirn, sie würde keine Beleidigung verzeihen! Sie ist ein Erzengel Michael, ein Engel des Gerichts,

ein unbeugsamer Engel! Alles oder Nichts! ist der Wahlspruch dieses Charakters. Es ist etwas göttlich Wildes in diesem Kopfe."

„Sie haben sie recht geschildert!" rief Savarus aus. „Aber, mein lieber Abbé, es ist nun mehr als zwölf Jahr, daß sie über mein Dasein herrscht und ich habe mir auch nicht einen unrechten Gedanken vorzuwerfen."

„Ach, wenn Sie eben so viel für Gott gethan hätten!" versetzte der Abbé naiv. „Doch, reden wir jetzt von Ihren Angelegenheiten. Seit zehn Tagen arbeite ich nun für Sie. Sind Sie wirklich ein Staatsmann, so befolgen Sie dieses Mal meinen Rath. Sie würden ganz anders stehen, wären Sie damals, als ich es Ihnen sagte, in das Hôtel de Rupt gegangen; allein morgen müssen Sie hingehen und morgen Abend werde ich Sie dort vorstellen. Die Rouxey sind bedroht, in zwei Tagen müssen Sie diese Sache vor den Schranken auskämpfen. Die Wahl wird erst nach drei Tagen vor sich gehen. Wir werden sorgen, daß am ersten Tage die Versammlung nicht als vollgiltig anerkannt wird; wir werden mehre Bedenken vorbringen, und Sie kommen durch Abstimmung an das Ziel."

„Aber wie?"

„Indem Sie den Proceß der Rouxey gewinnen, bekommen Sie die achtzig Stimmen der Legitimisten, dazu die dreißig Stimmen, über die ich verfüge, und wir haben hundert und zehn. Da Sie nun auch noch zwanzig Stimmen von den Anhängern Bouchers haben, so besitzen Sie im Ganzen hundert und dreißig."

„Nun gut!" rief Albert aus, „aber ich bedarf fünfundsechzig mehr"

„Ja,“ entgegnete der Priester, „denn der ganze Rest gehört dem Ministerium. Aber, mein Sohn, Sie haben zweihundert Stimmen und die Präfectur nur hundert und achtzig!“

„Ich habe zweihundert Stimmen!“ sagte Albert, drehte sich wie ein Kreisel auf den Füßen herum und blieb dann stumm vor Erstaunen stehen.

„Sie haben die Stimmen des Herrn v. Chavoncourt,“ entgegnete der Abbé.

„Wie wäre das möglich?“ fragte Albert.

„Sie heirathen Fräulein Sidonie v. Chavoncourt.“

„Nie!“

„Sie heirathen Fräulein Sidonie v. Chavoncourt,“ wiederholte kalt der Priester.

„Aber sehen Sie doch, sie ist unversöhnlich,“ versetzte Albert, indem er auf Francesca zeigte.

„Sie heirathen Fräulein v. Chavoncourt,“ wiederholte nochmals kalt der Priester.

Dieses Mal verstand ihn Albert. Der Generalvicar wollte nicht weiter in den Plan eingehen, der endlich den Staatsmann in seiner Verzweiflung anlächelte. Ein Wort mehr hätte die Würde des Priesters verletzt.

„Sie werden morgen Frau v. Chavoncourt und ihre zweite Tochter in dem Hôtel de Rupt antreffen, Sie danken ihr für das, was sie gethan hat, sagen ihr, daß Ihr Dank ohne Grenzen ist. Endlich versichern Sie ihr, daß Sie ihr mit Leib und Seele angehören, daß Ihre Zukunft auch die der ganzen Familie ist, daß Sie ganz uneigennützig sind und ein so großes Selbstvertrauen besitzen, daß die Ernennung zum Deputirten für Sie eine hinreichende Brautgabe sein

würde. Aber, merken Sie es, mich lassen Sie aus der Sache. Sie werden einen Kampf mit Frau v. Chavoncourt haben, sie wird Ihr Ehrenwort verlangen. Dieser Abend wird über Ihre Zukunft entscheiden. Ich kann nur über die Stimmen der Legitimisten verfügen. Ich habe Frau v. Watteville gewonnen für Sie, und die ist so gut, wie die ganze Aristokratie von Besançon. Amédée v. Soulas und Vauchelle, welche für Sie stimmen, haben die Jugend für sich gewonnen, Frau v. Watteville wird die Alten für Sie anwerben. Was meine Stimmen betrifft, so sind sie unfehlbar."

„Wer hat denn Frau v. Chavoncourt umgestimmt?" fragte Savarus.

„Fragen Sie nicht," entgegnete der Abbé. „Herr v. Chavoncourt, der zwei heirathsfähige Töchter hat, ist nicht im Stande, sein Vermögen zu vergrößern. Wenn Vauchelle die eine ohne Mitgift heirathet, weil die alte Tante für ihn herausrückt, was werden dann die beiden andern Kinder machen? Sidonie ist sechzehn Jahr und Sie besitzen Schätze in Ihrem Ehrgeiz. Jemand hat der Frau v. Chavoncourt gesagt, es wäre besser, wenn sie ihre Tochter an den Mann brächte, als wenn ihr Gatte nach Paris ginge, um dort sein Geld zu verzehren. Dieser Jemand leitet Frau v. Chavoncourt, und Frau v. Chavoncourt leitet ihren Gemahl."

„Genug, theurer Abbé, ich begreife. Einmal zum Deputirten ernannt, werde ich Jemandes Glück zu machen haben, und indem ich das recht glänzend thue, habe ich mein Wort gelöst. Sie sehen in mir einen Mann, einen Sohn, der Ihnen sein Glück verdankt. Mein Gott! was habe ich gethan, um diese aufrichtige Freundschaft zu verdienen."

„Sie haben dem Capitel den Sieg erworben," versetzte lächelnd der Generalvicar. Indeß sein Sie über dieses Geheimniß verschwiegen wie das Grab. Wir sind nichts, wir thun nichts. Wüßte man, daß wir uns in die Wahlen mischten, so würde man uns vernichten und selbst einige der Unsern würden uns verspotten. Frau v. Chavoncourt ahnet nicht, daß ich hier meine Hände im Spiele habe. Nur der Frau v. Watteville habe ich mich vertraut, und auf die können wir bauen wie auf uns selbst."

„Und ich werde Ihnen die Herzogin zuführen, auf daß Sie uns segnen!" rief der Ehrgeizige aus.

Nachdem Albert den alten Priester bis vor die Thür begleitet hatte, kehrte er auf sein Zimmer zurück und legte sich nieder, um von seiner künftigen Größe zu träumen.

55.

Unerklärlich.

Tags darauf, Abends um neun Uhr, waren, wie man sich schon denken kann, die Salons der Frau v. Watteville von dem zu einer außerordentlichen Zusammenkunft berufenen Besançonner Adel gefüllt. Man stritt sich darüber, ob man einmal ausnahmsweise in die Wahlen gehen sollte, um einer Tochter des Geschlechts de Rupt einen Gefallen zu erweisen. Man wußte, daß ein früherer Rekettenmeister, ein Secretair eines der treuesten Freunde des alten Königshauses eingeführt werden sollte. Frau v. Chavoncourt war mit ihrer zweiten Tochter Sidonie gekommen, und diese letz=

tere war göttlich schön gekleidet, während die ältere, da sie schon verlobt war, zu den Toilettenkünsten keine Zuflucht genommen hatte. Solche Kleinigkeiten läßt man in der Provinz nicht unbeachtet. Das schöne und schlaue Haupt des Abbé de Grancey tauchte bald in dieser, bald in jener Gruppe empor, überall horchte er, und während er sich in nichts zu mischen schien, warf er manchmal Worte hin, welche ein entscheidendes Gewicht hatten.

„Wenn das alte Königshaus zurückkehrte," sagte er zu einem alten siebzigjährigen Staatsmanne, „so würde es ja gar keine Diplomaten finden. Berryer allein auf seiner Bank weiß nicht, was er thun soll; wenn er sechzig Stimmen hätte, würde er bei vielen Gelegenheiten sich der Regierung widersetzen und Ministerien stürzen! In Toulouse will man den Herzog v. Fitz-James wählen. Sie werden Herrn v. Watteville zum Gewinnen seines Processes verhelfen. Wenn Sie für Herrn v. Savarus stimmen, so werden die Republikaner lieber auf Ihre Seite, als auf die des Juste-Milieu treten 2c. 2c."

Um neun Uhr war Albert noch nicht da. Frau v. Watteville wollte eine Unschicklichkeit in dieser Zögerung erblicken.

„Liebe Baronin," sagte Frau v. Chavoncourt, „machen wir so ernste Gegenstände nicht von einer kleinen Zögerung abhängig. Vielleicht ist es ein lackirter Stiefel, der nicht trocknen will, welcher Herrn v. Savarus zurückhält, vielleicht Jemand, der seines Rathes bedarf."

Philomene blickte Frau v. Chavoncourt von der Seite an.

„Sie ist sehr gnädig auf Herrn v. Savarus gestimmt," sagte Philomene leise zu ihrer Mutter.

„Aber," entgegnete die Baronin lächelnd, „es handelt sich auch um eine Heirath zwischen Sidonien und Herrn v. Savarus."

Philomene trat ärgerlich in ein Fenster, welches nach dem Garten hinaus ging. Um zehn Uhr war Herr v. Savarus noch nicht erschienen. Der Sturm, welcher schon längst gedroht hatte, brach aus. Einige Herren setzten sich an den Spieltisch, indem sie die Sache unerträglich fanden. Der Abbé von Grancey, welcher nicht wußte, was er denken sollte, trat ebenfalls an das Fenster, an welchem Philomene stand, und war so verwirrt, daß er ganz laut sagte: „Er muß todt sein!" Der Generalvicar ging hinaus, ging in den Garten und ihm folgten Herr v. Watteville und Philomene. Alle drei bestiegen den Kiosk. Alles war verschlossen in Alberts Wohnung, kein Licht war zu sehen.

„Jerome!" rief Philomene, als sie den Bedienten auf dem Hofe sah.

Der Abbé von Grancey blickte Philomene an.

„Wo ist Dein Herr?" fragte Philomene den Bedienten, der indeß an den Fuß der Mauer gekommen war.

„Fort, mein Fräulein, mit der Post!"

„Er ist verloren oder glücklich!" rief der Abbé de Grancey aus.

Philomene vermochte den Ausdruck triumphirender Freude in ihren Zügen zu wenig zu unterdrücken, als daß ihn der Generalvicar nicht hätte bemerken sollen, obschon er sich stellte, als bemerke er ihn nicht.

„Was hat Philomene hierbei thun können?" fragte sich der Priester.

Alle Drei kehrten in die Salons zurück, wo Herr v.

Watteville die wunderbare, unbegreifliche, kopfzerbrechende Mähr von der Abreise des Advocat Savaron de Savarus mittheilte. Um halb zwei Uhr waren nur noch funfzehn Personen da; unter diesen: Frau v. Chavoncourt, der Abbé v. Godenars, ebenfalls ein Generalvicar, ein Mann von etwa vierzig Jahren, der einmal Bischof werden wollte, die beiden Fräulein v. Chavoncourt, Herr v. Vauchelle, der Abbé von Grancey, Philomene, Amédée de Soulas und ein alter abgedankter Rathsherr, eine der einflußreichsten Personen von Besançon, der viel auf Alberts Wahl gab. Der Abbé von Grancey stellte sich an die Seite der Baronin, um Philomene zu beobachten, die auffallend bleich war und in einer fieberhaften Spannung schien.

„Was kann dem Herrn v. Savarus zugestoßen sein?" fragte Frau v. Chavoncourt.

In diesem Augenblicke brachte ein Bediente in Livree auf einem silbernen Teller einen Brief an den Abbé de Grancey.

„Lesen Sie," bat die Baronin.

Der Generalvicar las den Brief und sah, wie Philomene plötzlich blaß ward wie ihr Halskragen.

„Sie erkennt die Handschrift," sagte er zu sich, nachdem er über seine Brille hinweg einen Blick auf das junge Mädchen geworfen hatte. Er faltete den Brief zusammen und steckte ihn ruhig in seine Tasche, ohne ein Wort zu sagen. Während zehn Minuten hatte er schon drei Blicke von Philomenen empfangen, welche ihn Alles errathen ließen.

„Sie liebt Albert Savarus!" dachte der Generalvicar.

Er erhob sich. Philomene schien bewegt. Er empfahl

sich, that einige Schritte gegen die Thür und im zweiten Salon war Philomene schon neben ihm.

„Herr v. Grancey, ist der Brief von ihm, von Albert?“

Das Mädchen, gefesselt in den Schlingen seiner Ungeduld und seines Zorns, sagte dem Abbé ein Wort, welches ihm großartig schien:

„Weil ich ihn liebe! ... Was ist mit ihm?“ fragte sie dann nach einer Paüse.

„Ich bitte um Schweigen, als hätten Sie eine Beichte gehört,“ sagte sie, ehe sie in den Salon zurückging. „Wenn er nicht mehr an die Wahl denkt, so giebt's auch keine Hochzeit mit Sidonien!“

56.

Albert Savarus ist fort.

Als am folgenden Morgen Philomene in die Messe ging, erfuhr sie von Marietten einige von den Umständen, welche das Verschwinden Alberts in dem entscheidendsten Augenblicke seines Lebens veranlaßt hatten.

„Mein Fräulein, am frühen Morgen ist im Hôtel National ein alter Herr von Paris in eignem Wagen angekommen, in einem schönen Wagen mit vier Pferden, dabei noch ein Vorreiter und ein Bedienter hintenauf. Jerome hat den Wagen bei der Abfahrt gesehen und behauptet, das könne nur ein Fürst oder ein Mylord gewesen sein.“

„War an dem Kutschenschlage eine geschlossene Krone?“ fragte Philomene.

„Ich weiß nicht," entgegnete Mariette. „Schlag zwei Uhr ist der fremde Herr zu Herrn Savarus gekommen und hat ihm seine Karte überreichen lassen. Wie Jerome sagt, ist sein Herr beim Anblick der Karte blaß wie der Kalk an der Wand geworden, und hat den Fremden sogleich hereinführen lassen. Da er dann selbst seine Thür verschlossen hat, so kann man nicht wissen, was der alte Herr und der Advocat mit einander gesprochen haben. Eine Stunde sind sie dann ungefähr beisammen geblieben; darauf hat der alte Herr seinen Bedienten heraufkommen lassen und Jerome hat dann den Bedienten mit einem ungeheuern Packet, das wohl vier Fuß lang gewesen und wie ein Stück Canevas geschienen, wieder fortgehen gesehen. Der alte Herr hat ein dickes Packet Papiere in der Hand gehalten. Der Advocat, der sonst so stolz und ehrwürdig ausgeschaut, ist todtenblaß gewesen, daß er einen Stein hätte rühren mögen. Aber den alten Herrn hat er so ehrfurchtsvoll behandelt, daß er sich vor einem Könige nicht demüthiger hätte zeigen können. Jerome und Herr Albert Savaron haben dann den alten Herrn an seinen Wagen begleitet, vor dem die vier Pferde schon zur Abfahrt fertig gestanden haben."

„Der Vorreiter ist schon um drei Uhr abgeritten. Der Herr ist darauf sogleich auf die Präfectur gegangen und von da zu Herrn Gentillet, der ihm die alte Reise-Kalesche der seligen Frau Saint-Vier verkauft hat. Dann hat er befohlen, auf sechs Uhr Abends Postpferde zu bestellen. Er ist in seine Stube gegangen, um einzupacken, hat ohne Zweifel noch mehre Briefe geschrieben und endlich seine Sachen mit Herrn Girardet, der bis sieben Uhr bei ihm geblieben ist, in Ordnung gebracht. Jerome hat auch zu Herrn Bou-

cher gemußt, wo sein Herr zum Mittagsessen eingeladen gewesen ist. Um halb Acht ist der Advocat abgereist, hat Jerome noch auf ein Vierteljahr Lohn gegeben und ihm gesagt, er könnte sich einen andern Herrn suchen. Seine Schlüssel hat er Herrn Girardet übergeben, bei dem er auch einen Teller Suppe gegessen hat, denn Herr Girardet hatte auch, wie mich Jerome versichert hat, um halb acht Uhr noch keinen Bissen gegessen. Als Herr Savaron in den Wagen gestiegen, ist er halb todt gewesen. Jerome, der natürlich seinem Herrn bei der Abfahrt noch ein Lebewohl gesagt hat, hat ihn dem Postillon zurufen gehört:

„Die Straße nach Genf.“

„Hat sich Jerome im Hôtel National nach dem Namen des Fremden erkundigt?“

„Da der alte Herr nur durchgereist ist, so hat ihn Niemand nach seinem Namen gefragt. Der Bediente hat sich gestellt, als verstehe er kein Französisch, wahrscheinlich, weil es ihm so befohlen gewesen ist.“

„Und der Brief, welchen der Abbé de Grancey gestern Abend noch so spät empfing?“ fragte Philomene.

„War ihm ohne Zweifel von Herrn Girardet geschickt. Aber Jerome sagt, daß dieser arme Herr Girardet, welcher den Advocat Savaron so lieb hatte, eben so ergriffen gewesen sei wie dieser. Fräulein Calard sagte: „Räthselhaft gekommen, räthselhaft gegangen.“

Jedermann konnte bemerken, daß Philomene durch diese Erzählung nachdenkend und schwermüthig wurde. Von dem Aufruhr, welchen das Verschwinden des Advocat Savaron in Besançon verursachte, viel Worte zu machen, würde überflüssig sein. Man wußte, daß der Präfect mit der größten

Leutseligkeit den Augenblick einen Paß für das Ausland ausgefertigt hatte, denn er sah sich dadurch von seinem einzigen Gegner befreit. Am folgenden Morgen wurde Herr v. Chavoncourt mit einer Mehrzahl von hundert und vierzig Stimmen zum Abgeordneten ernannt.

„Jean ist gegangen, wie er gekommen," sagte ein Wähler, als er die Flucht Albert Savarons vernahm.

Dieses Ereigniß bekräftigte noch das Vorurtheil, welches man ohnedies in Besançon gegen alle Fremden hatte. Zehn Tage später war keine Rede mehr von Albert Savaron. Nur drei Personen, der Anwald Girardet, der Generalvicar und Philomene waren von seinem Verschwinden tief ergriffen. Girardet wußte, daß der Fremde mit den weißen Haaren der Fürst Soderini gewesen war, denn er hatte seine Karte gesehen, und theilte es dem Generalvicar mit; aber Philomene, besser unterrichtet als Beide, wußte auch seit etwa drei Monaten, daß der Herzog v. Argaiolo gestorben sei.

57.
Viele Ereignisse.

Im Monat April 1836 hatte noch Niemand etwas von Herrn Albert de Savarus gehört. Jerome und Mariette standen im Begriff, sich zu verheirathen; aber die Baronin hatte im Vertrauen ihrer Kammerfrau mitgetheilt, daß auch Philomene sich bald vermählen würde, nnd beide Hochzeiten dann zu gleicher Zeit gefeiert werden könnten.

„Es ist nun Zeit, Philomene zu verheirathen," sagte eines Tages die Baronin zu Herrn v. Watteville; „sie ist neunzehn Jahr und seit einigen Monaten so verändert, daß man angst werden könnte."

„Ich weiß nicht, was mit ihr ist," sagte der Baron.

„Wenn die Väter nicht wissen, was mit ihren Töchtern ist, so rathen es die Mütter: wir müssen sie verheirathen."

„Ja wohl," versetzte der Baron, „und für meinen Theil gebe ich ihr die Rouxey. Das Gericht hat uns mit der Gemeinde von Riceys verglichen und die Grenzen dreihundert Meter vom Fuße des Dent de Vilard bestimmt. Man gräbt dort einen Graben, um alle Wasser aufzufangen und in den See zu leiten. Die Gemeinde hat nicht appellirt, das Urtheil ist also Endurtheil gewesen."

„Du hast aber noch nicht errathen, daß mich das Urtheil dreißigtausend Franks kostet, welche ich Chantonnit gegeben habe. Nichts anders wollte der Bauer; unter dem Schein, als habe er für seine Gemeinde gewonnen, hat er uns den Frieden verkauft. Wenn Du die Rouxey hingiebst, so hast Du nichts mehr."

„Ich bedarf nicht viel," sagte der Baron, „ich werde..."

„Aber Du ißt wie ein Währwolf."

„Ja, ich habe gut essen, ich fühle, wie meine Beine immer schwächer und schwächer werden."

„Das kommt vom Drechseln," meinte die Baronin.

„Ich weiß nicht," sagte der Baron.

„Wir wollen Philomene mit Herrn v. Soulas verheirathen. Wenn Du ihnen die Rouxey giebst, so behalte Dir wenigstens den Nießbrauch vor; ich für meinen Theil werde ihnen vierundzwanzigtausend Franks Renten in Staatspa-

pieren geben. Unsere Kinder werden bei uns bleiben und sich gerade nicht schlecht befinden.“

„Nein, ich gebe ihnen die Rouxey ganz und gar; Philomene liebt die Rouxey.“

„Bist Du denn allein mit Deiner Tochter? Fragst Du gar nicht, ob ich die Rouxey etwa auch liebe?“

Philomene wurde sogleich gerufen und ihr mitgetheilt, daß sie in den ersten Tagen des Monat Mai Herrn Amédée de Soulas heirathen würde.

„Ich danke Ihnen, meine Mutter, und Ihnen, mein Vater, daß Sie an meine Versorgung gedacht haben; aber ich will mich nicht verheirathen, es ist mein einziges Glück, bei Ihnen zu sein.“

„Redensarten!“ sagte die Baronin. „Du liebst den Herrn Grafen v. Soulas nicht, das ist Alles.“

„Wenn Sie die Wahrheit wissen wollen: nein! ich werde Herrn v. Soulas nie heirathen.“

„Wenn so ein Mädchen von neunzehn Jahren nie sagt!“ versetzte die Baronin bitter lächelnd.

„Das Nie einer Tochter aus dem Hause Watteville!“ entgegnete Philomene mit starker Betonung. „Ich glaube nicht, daß mein Vater die Absicht hat, mich ohne meine Einwilligung zu verheirathen.“

„Ach, meiner Treue, nein!“ versetzte der arme Baron, zärtlich seine Tochter anblickend.

„Wohl denn!“ erwiederte trocken die Baronin, nur mit Mühe den Ausbruch ihrer Wuth zurückhaltend, „so verheirathen Sie Ihre Tochter selbst, Herr v. Watteville. Verlaß Dich aber darauf, Philomene, Du wirst durchaus nichts

zu Deiner Ausstattung von mir erhalten, wenn Du Dich nicht nach meinem Wunsche verheirathest.“

Der Streit, welcher so zwischen Frau v. Watteville und dem seine Tochter unterstützenden Baron begonnen hatte, wurde so weit getrieben, daß Philomene und ihr Vater endlich gezwungen waren, die schöne Jahreszeit in den Rouxey zuzubringen; der Aufenthalt in dem Hôtel de Rupt war ihnen unerträglich geworden. Man erfuhr darauf, daß Fräulein v. Watteville unwiderruflich die Hand des Herrn Grafen v. Soulas ausgeschlagen habe. Jerome und Mariette waren nach ihrer Verheirathung einmal nach den Rouxey gekommen, um Modinier etwas zu unterstützen. Der Baron stellte damals die Karthause nach dem Geschmack seiner Tochter wieder her.

Als die Baronin erfuhr, daß diese Wiederherstellung gegen sechzigtausend Franks kostete, und daß Philomene und ihr Vater auch ein Gewächshaus baueten, erkannte sie einen Ausbruch der Bosheit bei ihrer Tochter. Der Baron kaufte einige angrenzende Ländereien und einen kleinen Ackerhof zu einem Preise von dreißigtausend Franks. Frau v. Watteville erfuhr, daß sich Philomene fern von ihr als eine herrschsüchtige Jungfrau zeige, daß sie auf Mittel sinne, den Rouxey einen höhern Ertrag abzugewinnen, daß sie ausreite und sich als Amazone zeige, daß ihr Vater, den sie überglücklich machte, sich nicht mehr über seine Gesundheit beklage, vielmehr dick und rund werde und seine Tochter auf ihren Ausflügen begleite. Das Namensfest der Baronin — sie hieß Louise — kam heran, und unter diesen Umständen kam der Generalvicar nach den Rouxey, ohne Zweifel von

der Baronin und Herrn v. Soulas abgesandt, um den Frieden zwischen Mutter und Tochter wieder herzustellen.

„Diese kleine Philomene hat Kopf,“ sagte man in Besançon.

Die Baronin bezahlte anständig die neunzigtausend Franks, welche auf die Rouxey verwendet waren und ließ ihrem Gemahl noch etwa tausend Franks für jeden Monat überreichen, um davon zu leben. Sie wollte keinen Vorwurf verschulden. Vater und Tochter verlangten dagegen weiter nichts, als den funfzehnten August nach Besançon zurückzukehren, um bis zu Ende des Monats dort zu bleiben. Als nach Tische der Generalvicar Philomene auf die Seite nahm, um ihre Heirathsfrage einzuleiten, und sie merken ließ, daß sie auf Albert nicht rechnen dürfe, da man von diesem seit einem Jahre gar nichts erfahren habe; so wurde er durch einen Wink der Jungfrau unterbrochen. Diese führte den Herrn v. Grancey an dem Arme auf eine Bank, welche von einem Rhododendron-Gebüsch überschattet wurde, und von der man die Aussicht auf den See hatte.

„Hören Sie, lieber Abbé, Sie, den ich liebe, wie meinen Vater, denn Sie lieben meinen Albert, ich muß es Ihnen endlich gestehen, daß ich Verbrechen begangen habe, um seine Frau zu werden, und er nun mein Gatte werden muß. Hier, lesen Sie!“

Sie überreichte ihm ein Zeitungsblatt, welches sie in der Tasche ihrer Schürze hatte und zeigte ihm folgenden Artikel unter der Rubrik: Florenz vom 25. Mai.

Die Vermählung des Herzogs v. Rhetoré, ältesten Sohnes des vormaligen Gesandten, Herzogs v. Chaulieu, mit der Herzogin v. Argaiolo, geborenen Prinzessin Sode-

rini, ist mit vielem Glanz gefeiert. Zahlreiche Feste, zur Feier dieser Vermählung veranstaltet, beleben jetzt Florenz. Das Vermögen der Herzogin v. Argaiolo ist eins der bedeutendsten in Italien, denn der verstorbene Herzog, ihr Gemahl, hatte sie zu seiner Universalerbin eingesetzt."

„Die, welche er liebte, ist verheirathet," sagte sie, „ich habe sie getrennt!"

„Sie? und wie?" fragte der Abbé.

Philomene wollte antworten, als das Geräusch eines in das Wasser fallenden Körpers und das gleich darauf folgende Hilfegeschrei zweier Gärtner sie unterbrach. Sie erhob sich, eilte hinweg und schrie:

„Ach! mein Vater! Sie sah den Baron nicht mehr."

Herr v. Watteville hatte ein Granitstück aufheben wollen, von dem es ihm vorgekommen war, als befände sich auf demselben, dem geologischen Systeme zum Trotz, der Abdruck einer Muschel. Dabei war er der Böschung des Dammes zu nahe gekommen, hatte das Gleichgewicht verloren und war in den See gestürzt, dessen größte Tiefe natürlich am Damme war. Die Gärtner hatten unendliche Mühe, dem Baron eine Stange zuzureichen, indem sie dieselbe da in das Wasser senkten, wo dieses strudelte; doch endlich zogen sie ihn hervor, ganz bedeckt mit Binsen, unter die er gerathen war und in die er sich bei seinen Bemühungen, sich hervorzuarbeiten, noch mehr verwickelt hatte. Der Baron v. Watteville hatte sehr reichlich gespeist, seine Verdauung hatte eben begonnen und war nun unterbrochen; als er ausgekleidet, gereinigt und in das Bett gebracht war, befand er sich daher in einem offenbar so gefährlichen Zustande, daß sogleich zwei Bediente zu Pferde steigen muß-

ten, der eine um nach Besançon zu reiten, der andere um mehr in der Nähe einen Arzt und Wundarzt aufzusuchen.

Als Frau v. Watteville acht Stunden nach dem Vorfalle mit den ersten Wundärzten und Aerzten Besançons ankam, fand sie den Baron, ungeachtet der verständigen Anordnungen der Aerzte von Riceys, in einem verzweifelten Zustande. Der Schreck hatte einen Austritt von Lymphe ins Gehirn veranlaßt und die unterbrochene Verdauung tödtete vollends den armen Baron.

Dieser Tod, der, wie Frau v. Watteville sagte, nicht stattgefunden hätte, wenn ihr Gemahl in Besançon geblieben wäre, wurde von ihr der Widerspenstigkeit ihrer Tochter zugeschrieben, welche sie jetzt haßte, indem sie sich einem Schmerz und einem Kummer überließ, die offenbar übertrieben waren. Sie nannte den Baron „ihr theueres Lamm!“ Der letzte Watteville wurde auf einem Eilande des Sees von Rouxey beerdigt, wo die Baronin ein kleines gothisches Denkmal von weißem Marmor errichten ließ, dem Heloisens auf dem Père Lachaise ähnlich.

58.

Die Verbrechen Philomenens.

Einen Monat nach diesem Ereigniß lebte die Baronin mit ihrer Tochter in einem düstern Schweigen in dem Hôtel de Rupt. Philomene war einem ernstlichen Schmerze, der sich nicht bloß auf das Aeußere beschränkte, anheimgefallen; sie klagte sich als Mörderin ihres Vaters an und befürchtete noch ein anderes Unglück, ein in ihren Augen noch größeres, und ebenfalls ihr Werk. Weder der Anwald Girardet, noch der Abbé de Grancey hatten über Alberts Schicksal Licht erhalten. Dieses Schweigen war schrecklich. In einem Fieberanfalle der Reue fühlte sie das Bedürfniß, dem Generalvicar die schändlichen Ränke zu gestehen, durch welche sie Francesca von Albert getrennt hatte. Die Sache war einfach, aber schrecklich. Fräulein v. Watteville hatte die Briefe Alberts an die Herzogin untergeschlagen, so wie auch den, in welchem Francesca dem Geliebten die Krankheit ihres Gatten anzeigte, indem sie vermuthete, daß sie während der Zeit, wo sie sich pflichtgetreu der Pflege ihres Gatten weihe, nicht weiter ihm schreiben könnte. Auch hatte die Herzogin, während Albert ganz beschäftigt mit seiner Wahl war, nur zwei Briefe an ihn geschrieben, den, in welchem sie ihm die Gefahr des Herzogs v. Argaiolo anzeigte, und den, in welchem sie ihm meldete, daß sie Wittwe wäre, zwei edle und erhabene Briefe, welche Philomene noch aufbewahrte. Philomene hatte sich dann einige Nächte geübt und es dahin gebracht, daß sie Alberts Handschrift höchst genau nachmachen konnte. Den wahren Briefen des treuen

Liebhabers hatte sie dann drei andere untergeschoben, deren Unreinschriften sie dem Abbé mittheilte. Der alte Priester schauderte, als er sie las, so vollendet erschien in ihnen das Talent des Bösen. Albert bereitete in denselben die Herzogin auf seine Veränderung vor und theilte ihr auf die Nachricht von dem Tode des Herzogs v. Argaiolo die Nachricht von seiner bevorstehenden Verheirathung mit. Der höllische Geist, mit dem die Briefe geschrieben waren, überraschte den Generalvicar so, daß er sie noch einmal las. Auf den letzten Brief hatte Francesca, verwundet im Innersten ihres Herzens durch eine Nebenbuhlerin, welche ihre Liebe tödten wollte, nur die einfachen Worte geantwortet:

„Sie sind frei; leben Sie wohl!"

„Die moralischen Verbrechen, für welche unsere Gesetzbücher keine Strafe haben, sind gerade die abscheulichsten, die hassenswerthesten," sagte der Abbé de Grancey in strengem Tone. Gott straft sie oft schon hienieden: Darin eben liegt die Quelle schrecklicher Unglücksfälle, welche uns unerklärlich scheinen. Von allen geheimen Verbrechen, welche der Schleier des Stilllebens birgt, ist aber eins der entehrendsten, das Siegel eines Briefes zu erbrechen oder ihn heimlich zu lesen. Jeder, wer er auch sei, was auch für Gründe ihn veranlassen, der diese Handlung sich erlaubt, hat einen unauslöschlichen Fleck auf seine Rechtlichkeit gebracht. Fühlen Sie das göttlich Rührende in der Erzählung von jenem jungen Pagen, der, fälschlich angeklagt, den Brief fortträgt, in welchem sein Todesurtheil enthalten ist, wie er ohne böse Gedanken sich auf den Weg begiebt und die Vorsehung ihn dann unter ihren Schutz nimmt und ihn rettet? Wunderbar nennen wir das? Die Tugenden schützt eine Strahlen-

krone, eben so mächtig wie die der unschuldigen Kindheit. Ich sage Ihnen das nicht, um Sie geistlich zu warnen," fuhr der alte Priester mit tiefer Trauer fort. „Ach, ich bin hier nicht der Groß-Pönitentiar, Sie haben sich nicht auf die Knie vor der Gottheit geworfen, sondern ich bin hier nur ein Freund, den die Kunde Ihrer Verbrechen erschreckt hat. Was ist aus ihm geworden, aus dem armen Albert? Hat er sich vielleicht gar den Tod gegeben? Er barg eine unerhörte Heftigkeit unter seiner anscheinenden Ruhe. Ich begreife nun, daß der alte Fürst Soderini, der Vater der Frau Herzogin v. Argaiolo, nur gekommen ist, um die Briefe, die Bildnisse seiner Tochter zurückzufordern. Ha! das mag ein Donnerschlag auf sein Haupt gewesen sein! Er wird ohne Zweifel versucht haben, sich zu rechtfertigen. Aber warum hat er in vierzehn Monaten nichts von sich hören lassen?"

„O, wenn ich ihn heirathe, so wird er glücklich werden!"

„Glücklich? Er liebt Sie nicht. Sie können ihm außerdem ein solches Glück nicht bieten. Ihre Mutter hegt die tiefste Abneigung gegen Sie, denn Sie haben ihr eine harte Antwort gegeben, welche jene verletzt hat und Sie vernichten wird."

„Wie!" rief Philomene aus.

„Als sie Ihnen gestern sagte, daß Gehorsam das einzige Mittel sei, Ihre Fehler wieder zu sühnen, als sie Ihnen dann die Nothwendigkeit vorstellte, sich zu verheirathen und dabei auf Amédée deutete, haben Sie ihr da nicht die Antwort vor den Kopf geworfen: „„Heirathen Sie ihn doch, wenn Sie ihn so sehr lieben!"" Ja oder Nein."

„Ja," antwortete Philomene.

„Nun wohl! ich kenne Sie," nahm Herr v. Grancey

wieder das Wort. „In zehn Monaten wird sie Gräfin v. Soulas sein. Sie wird noch Kinder bekommen, wird Herrn v. Soulas vierzigtausend Franks Renten geben, wird Ihr Vermögen, so gut sie kann, an sich ziehen. Sie werden arm sein, so lange Ihre Mutter lebt, und sie ist erst achtunddreißig Jahr. Sie haben weiter nichts, als die Rouxey und das Wenige, was aus dem Verkauf des Nachlasses Ihres Vaters gelöst werden kann, wenn überhaupt Ihre Mutter sich bereit findet, ihre Anrechte auf die Rouxey aufzugeben. Hinsichtlich der äußern Güter haben Sie Ihren Lebenslauf bereits sehr übel geordnet; was das Herz betrifft, so, glaube ich, ist er bereits ganz verfehlt. Anstatt Ihrer Mutter entgegen zu kommen ....“

Philomene machte eine wilde Bewegung mit dem Kopfe.

„Ihrer Mutter and Ihrer Religion, welche Ihnen Trost, Rath und Schutz gewährt haben würden, haben Sie sich allein leiten wollen, obschon Sie das Leben noch nicht kennen und nur der Stimme Ihrer Leidenschaft gehorchen.“

Diese weisen Worte erschreckten Philomene.

„Und was muß ich thun?“

„Um Ihre Fehler wieder gut zu machen, müßten Sie erst die Größe derselben kennen lernen.“

„So will ich denn an den Einzigen schreiben, der Näheres über Alberts Schicksal wissen kann, an den Notar Leopold Hannequin in Paris, seinen Jugendfreund.“

„Aber schreiben Sie nur, um der Wahrheit ihr Opfer zu bringen,“ sagte der Generalvicar. „Geben Sie mir die wahren Briefe und die falschen. Gestehen Sie mir, als dem Lenker Ihres Gewissens, Alles in seinen Einzelnheiten, und fragen Sie mich um die Mittel, Ihre Fehler und sich selbst

zu sühnen. Ich werde sehen ... Doch vor Allem geben Sie dem Unglücklichen seine Unschuld wieder in den Augen des Wesens, das sein Gott auf Erden ist. Selbst nachdem er sein Glück verloren, muß er seine Rechtfertigung wünschen."

Philomene versprach dem Abbé von Grancey, ihm zu gehorchen, indem sie noch hoffte, daß ihre Schritte vielleicht den Erfolg hätten, ihr Albert wieder zuzuführen.

59.

Einiges Licht.

Einige Zeit nach dem Bekenntnisse Philomenens kam ein Schreiber von Leopold Hannequin mit einer General-Vollmacht von Albert nach Besançon. Er ging zuerst zu Herrn Girardet, um ihn zu bitten, das Herrn Savaron gehörige Haus zu verkaufen. Der Anwald übernahm aus Freundschaft dieses Geschäft. Der Schreiber verkaufte das Hausgeräth und konnte mit dem Erlös das bezahlen, was Albert an Girardet schuldete, da dieser ihm vor seiner unerklärlichen Abreise fünftausend Franks gegeben und sich der Einziehung seiner noch ausstehenden Gelder unterzogen hatte. Als Girardet fragte, was aus dem edlen und schönen Kämpfer geworden sei, an dem er so viel Theil genommen hatte, entgegnete ihm der Schreiber, daß nur sein Herr das wisse, dieser aber sehr ergriffen geschienen hätte, als er den letzten Brief von Herrn Albert de Savarus bekommen.

Als der Generalvicar diese Neuigkeit erfuhr, schrieb er an Leopold. Hier die Antwort des wackern Notars.

An den Herrn Abbé de Grancey,
Generalvicar der Diöcese Besançon.

„Ach, mein Herr, es steht nicht in Menschenmacht, Albert dem Leben der Welt wieder zu geben: er hat auf Alles verzichtet. Er ist Noviz in der großen Karthause bei Grenoble. Sie wissen es besser als ich, der ich es jetzt erst erfuhr, daß todt für die Welt der, welcher über die Schwelle dieses Klosters schritt. Albert hatte meinen Besuch vorhergesehen und daher den General der Karthäuser zwischen sich und alle unsere Bemühungen geschoben. Ich kenne sein gutes Herz zu gut, um nicht zu wissen, daß er das Opfer eines schändlichen und uns unbekannten Verbrechens ist; aber das Maß ist nun voll. Die Frau Herzogin v. Argaiolo, jetzt Herzogin v. Rhetoré, scheint mir die Grausamkeit sehr weit getrieben zu haben. In Belgirate, wo sie nicht mehr war, als Albert dort hin kam, hatte sie den Befehl zurückgelassen, Albert zu sagen, daß sie in London sei. Von London eilte der Arme dann nach Neapel, um seine Geliebte zu suchen, und von Neapel nach Rom, wo sie sich mit dem Herzog v. Rhetoré verlobte. Erst in Florenz konnte Albert die Herzogin v. Argaiolo erreichen, in dem Augenblicke, wo sie ihre Vermählung feierte. Unser armer Freund ist ohnmächtig in der Kirche niedergesunken, und nie, selbst nicht in der Todesgefahr, hat er von jener Frau, die irgend etwas gegen ihn in dem Herzen haben muß, eine Erklärung erlangen können. Albert ist also sieben Monate lang umhergereist, um ein grausames Geschöpf aufzusuchen, das ein Spiel daraus machte, ihm zu entgehen; er wußte nicht, wo oder wie er es erhaschen sollte. Ich sah unsern armen Freund auf seiner Durchreise in Paris; und

hätten Sie ihn gesehen, so wie ich ihn sah, Sie hätten auch erkannt, daß man ihm kein Wort in Betreff der Herzogin sagen durfte, um nicht eine Krise hervorzurufen, bei der seine Vernunft auf ewig hätte verloren gehen können. Hätte er sein Verbrechen gekannt, so hätte er vielleicht Mittel zu seiner Rechtfertigung gefunden, aber fälschlich angeklagt, daß er sich verheirathet habe! was sollte er da thun? Albert ist nun todt, ganz todt für die Welt. Er hat die Ruhe gewollt, hoffen wir, daß das tiefe Schweigen und das fleißige Beten in seinem neuen Leben sein Glück begründen, wenn auch auf eine andere Art, als er ehedem wollte. Wenn Sie ihn gekannt haben, mein Herr, so müssen Sie ihn beklagen und auch seine Freunde. Genehmigen Sie 2c."

Kaum hatte der Generalvicar diesen Brief empfangen, als er an den General der Karthäuser schrieb und darauf folgende Antwort von Albert Savarus erhielt.

Der Bruder Albert an den Herrn Abbé de Grancey, Generalvicar der Diöcese Besançon.

Aus der großen Karthause.

„Theurer und sehr geliebter Generalvicar! Aus Allem, was mir der ehrwürdige Vater General unsers Ordens eben mitgetheilt hat, erkannte ich Ihr fühlendes und noch immer jugendliches Herz. Sie haben den einzigen Wunsch errathen, der in Bezug auf die Dinge von dieser Welt in der letzten Falte meines Herzens zurückgeblieben war: den Wunsch, mich bei der zu rechtfertigen, die mich so gemißhandelt hat. Aber mein General wollte wissen, ob mein Beruf sicher sei, indem er mir die Freiheit ließ, von Ihrem Anerbieten Gebrauch zu machen. Er hat die außerordentliche Güte gehabt, mir seine Meinung zu sagen, als er mich entschlossen sah,

ein unverbrüchliches Schweigen in dieser Hinsicht zu behaupten. Hätte ich der Versuchung nachgegeben, den Weltmenschen wieder in seine Rechte zu setzen, so wäre der Mönch aus diesem Kloster gestoßen. Die Gnade hat gewiß gewirkt, denn, um kurz zu sein, der Kampf ist darum nicht weniger lebhaft und grausam gewesen. Heißt es nicht, Ihnen genug sagen, wenn ich versichere, daß ich nicht in die Welt zurückkehren möchte? Auch die Verzeihung, welche Sie für den Urheber so viel Elends verlangen, gewähre ich vollständig und ohne einen Gedanken des Zorns: ich werde Gott bitten, daß er ihm vergebe, wie ich ihm vergebe, so wie ich ihn auch bitte, der Frau v. Rhetoré ein glückliches Leben zu schenken. Ach! mag es nun der Tod sein oder die vorwitzige Hand eines jungen Mädchens, daß sich die Liebe erzwingen will, oder mag es einer der Schläge sein, die man dem Zufall zuschreibt, muß man nicht immer Gott gehorchen? Das Unglück bereitet in manchen Herzen eine große Wüste, in der der Name Gottes wiederhallt. Zu spät habe ich den Zusammenhang zwischen unserm jetzigen Leben und dem künftigen erkannt, denn mein irdisches Dasein ist nun vorüber. In den Reihen der kämpfenden Kirche hätte ich nichts mehr nützen können und für den Rest meines fast erloschenen Lebens werfe ich mich nun zu den Füßen des Allerheiligsten. Es ist jetzt das letzte Mal, daß ich einen Brief schreibe. Und wären Sie es nicht gewesen, der Sie mich lieben und den ich so sehr liebe, ich hätte auch jetzt das Gesetz der Vergessenheit nicht gebrochen, das ich mir beim Eintritt in die Metropole des heiligen Bruno auferlegte. Auch Sie wird, und Sie besonders, in seine Gebete einschließen der

Im Novbr. 1836. Bruder Albert."

„Vielleicht ist Alles so für ihn am Besten,“ dachte der Abbé de Grancey.

Als er diesen Brief Philomenen mitgetheilt hatte, und sie aus frommer Regung die Stelle küßte, welche ihre Verzeihung enthielt, sagte er zu ihr:

„Nun, da er für Sie verloren ist, wollen Sie sich jetzt nicht wieder mit Ihrer Mutter versöhnen und den Graf v. Soulas heirathen?“

„Wenn Albert es mir beföhle,“ entgegnete sie.

„Sie sehen, daß es unmöglich ist, ihn um Rath zu fragen. Der General würde es nicht erlauben.“

„Wenn ich ihn besuchte?“

„Die Karthäuser nehmen keine Besuche an. Und außerdem darf keine Frau, ausgenommen die Königin v. Frankreich, in die Karthause kommen,“ sagte der Abbé.

„Ich will meiner Mutter Unglück nicht,“ antwortete Philomene.

„Satan!“ rief der Generalvicar aus.

60.

Philomene bleibt ein außerordentliches Mädchen.

Gegen das Ende dieses Winters starb der vortreffliche Abbé de Grancey. Der Freund war nicht mehr da, welcher vermittelnd zwischen die eisernen Gemüther der Frau v. Watteville und ihrer Tochter trat. Das von dem Generalvicar vorausgesehene Ereigniß traf ein. Im Monat August 1837 heirathete Frau v. Watteville den Herrn v. Soulas zu Paris, wohin sie sich auf den Rath ihrer Tochter, die sich liebreich und gütig gegen ihre Mutter zeigte, begeben hatte. Frau v. Watteville glaubte wenigstens jetzt an die Freundschaft ihrer Tochter; aber Philomene hatte nur auf eine gute Weise nach Paris kommen wollen, um sich die Freude einer schrecklichen Rache zu verschaffen. Sie wollte nämlich Savarus rächen, indem sie ihre Nebenbuhlerin peinigte.

Fräulein v. Watteville war mündig gesprochen, da sie ohnedies bald das einundzwanzigste Jahr erreichte. Ihre Mutter, um mit ihr auseinander zu kommen, hatte ihr alle Anrechte an die Rouxey abgetreten, und die Tochter dagegen ihrer Mutter den Nachlaß des Barons übergeben. Philomene hatte überdies ihre Mutter beredet, Herrn v. Soulas zu heirathen und zu beglücken.

„Wir wollen Beide unsere Freiheit haben,“ sagte sie zu ihrer Mutter.

Frau v. Soulas, welche wegen der Absichten ihrer Tochter besorgt gewesen war, wurde durch ihr edles Verfahren überrascht und schenkte ihr sechstausend Franks Ren-

ten in Staatspapieren, um so auch ihr Gewissen zu befreien. Da die Frau Gräfin v. Soulas achtundvierzigtausend Franks jährliches Einkommen von ihren Landgütern bezog, und diese nicht veräußern konnte, um dadurch Philomenens Erbtheil zu schmälern, so war Fräulein v. Watteville noch immer eine Partie von achtzehnhunderttausend Franks. Die Rouxey konnten, wenn einige Verbesserungen vorgenommen wurden, zwanzigtausend Franks Renten gewähren, die Annehmlichkeiten der Wohnung, Zinsfrüchte und andere Vorbehalte nicht mitgerechnet. Auch wurden Philomene und ihre Mutter, die bald Pariser Ton und Moden annahmen, leicht in die vornehme Welt eingeführt. Der goldene Schlüssel, die achtzehnhunderttausend Franks, welche Philomene besaß, gaben der Gräfin v. Soulas mehr Gewicht, als ihre Abstammung von den Grafen de Rupt, ihr übel angebrachter Stolz und selbst ihre weit herbeigesuchten Verwandtschaften.

Im Monat Februar 1838 führte Philomene, der viele junge Leute fortwährend den Hof machten, den Plan aus, welcher sie nach Paris geführt hatte. Sie wollte der Herzogin v. Rhetoré begegnen, wollte dieses Wunder sehen und sie dann in ewige Gewissenspein versenken. Das erste Zusammentreffen fand auf einem Balle statt, welchen die Pensionaire der Civilliste veranstalteten. Ein junger Mann, der von Philomene dazu aufgefordert war, sagte zu der Herzogin:

„Sehen Sie da, eine der merkwürdigsten jungen Damen, einen Starrkopf ohne Gleichen! Sie hat einen Mann von großen Entwürfen, Albert v. Savarus in das Kloster

gebracht, in die große Karthause, hat sein Dasein gebrochen. Es ist Fräulein v. Watteville, die reiche Erbin aus Besançon ...“

Die Herzogin erblaßte, Philomene wechselte mit ihr einen von jenen flammenden Blicken, welche, zwischen Frau und Frau gewechselt, verderblicher sind, als die Pistolenschüsse in einem Zweikampfe. Francesca Soderini vermuthete Alberts Unschuld und verließ sogleich den Ball, indem sie sich barsch abwendete von dem Sprecher, welcher nicht errathen konnte, welche schreckliche Wunde er der erhabenen Herzogin v. Rhetoré beigebracht habe.

„Wollen Sie mehr von Albert wissen, so kommen Sie nächsten Dienstag mit einer Ringelblume in der Hand auf den Ball im Opernhause.“

Dieses Billet führte die unglückliche Italienerin auf den Ball und Philomene übergab ihr alle Briefe Alberts, selbst den letzten, indem sie zu ihr sagte:

„Ich will nicht allein dulden; wir sind Beide grausam gewesen, die Eine so sehr, wie die Andere!“

Dann entfernte sie sich, erschien in keiner Gesellschaft wieder und kehrte mit ihrer Mutter nach Besançon zurück.

Fräulein v. Watteville lebt jetzt allein auf den Rouxey, reitet, jagt, schlägt jährlich zwei bis drei Heirathsanträge aus, kommt höchstens vier oder fünf Mal im Winter nach Besançon, verbessert und vergrößert ihr Landgut und gilt für eine außerordentlich originelle Person: sie ist eine der Merkwürdigkeiten des östlichen Frankreichs.

Frau v. Soulas hat zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen; sie ist wieder jung geworden, aber der junge Herr v. Soulas hat außerordentlich gealtert.

„Mein Vermögen kommt mir theuer zu stehen,“ sagte er zu dem jungen Chavoncourt. „Um eine Frau recht kennen zu lernen, muß man sie unglücklicher Weise heirathen.“

1842 war Fräulein v. Watteville noch nicht verheirathet. Man sagt von ihr: „Sie hat närrische Einfälle.“ Alle Jahr reist sie ein Mal nach der großen Karthause und besieht die Mauern derselben.

Ende des funfzehnten Bandes.

Literarische Anzeige.

Im Verlage der G. Basseschen Buchhandlung in Quedlinburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands für beigesetzten Preis zu bekommen:

H. Gerhardt's vollständiges
Handbuch der Blumenzucht.

Oder gründliche Anweisung, alle vorzüglichen Blumen und Zierpflanzen in Gärten, Gewächshäusern, Zimmern und Fenstern zu ziehen, nebst botanischer Beschreibung und specieller Angabe der Cultur von mehr als 20,000 Arten solcher Gewächse. In alphabetischer Ordnung. Für Blumenfreunde und angehende Gärtner nach vieljährigen Erfahrungen bearbeitet.

Zweite, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Erster Theil.

8. Preis: 1 Thlr. 16 Gr.

Seit 10 Jahren ist das Gebiet der Blumistik durch so viele neue Pflanzen bereichert worden, daß die Bearbeitung dieser neuen Auflage des vorstehenden Werkes eine gänzliche Umarbeitung werden mußte. Voran geht eine Einleitung, welche mit der Cultur der Blumen überhaupt vertraut machen soll; dann folgen, in alphabetischer Ordnung, alle bisher bekannt gewordenen Pflanzengattungen, welche sich für Gärten, Lustanlagen, Parks, Zimmerfenster oder Gewächshäuser eignen, nebst specieller Angabe der charakteristischen Erkennungszeichen und vollständiger Anweisung zur Cultur derselben. Dieser erste Theil enthält die Pflanzen **Abies lanceolata — Exacum**; der zweite (letzte) Theil, welcher binnen kurzem erscheinen wird, enthält die Artikel **F — Z**. Freunden der Blumenzucht, sowie Kunst- und Handelsgärtnern darf daher dieses Buch, als das Neueste in diesem Felde, mit Recht empfohlen werden.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Balzac, Honoré <<de>>,

H. de Balzac's sämmtliche Werke

Bd.: 14

Quedlinburg und Leipzig 1843

P.o.gall. 194 c-14/16

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10088085-7